

DIE WELT SCHE



Verfall eines Mythos

Wie sich die grossartige Migros selber abschafft.

Von Erik Ebneter

Melania Trump

Würdigung einer faszinierenden Frau. Von Mark van Huissing

Verteidigung des Tierversuchs

Warum die Menschheit nicht darauf verzichten kann.

Von Prof. Dr. med. Adriano Aguzzi

Neuer Zürcher Zoodirektor
Warum muss es immer
ein Deutscher sein?

4 194407 006904 26

Dynamische Veranlagung. Auf Erfahrung gestützt.

Mit der vielfach ausgezeichneten
Investmentkompetenz der LLB-Gruppe.



**REFINITIV LIPPER
FUND AWARDS**

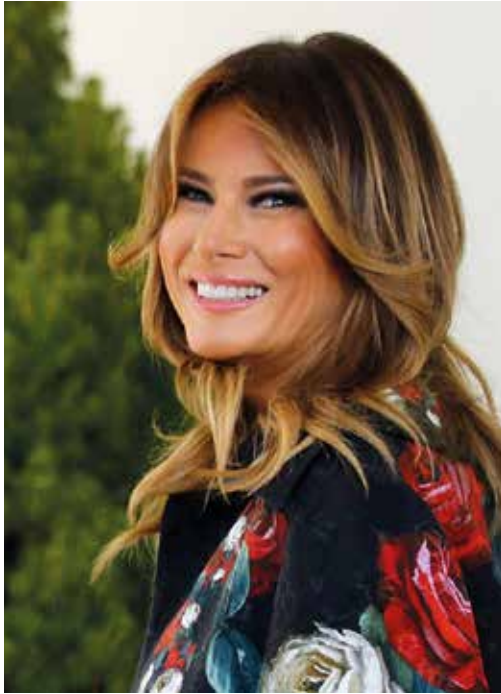
2020 WINNER
SWITZERLAND

Dynamisch, solide, vielfach ausgezeichnet. Profitieren auch Sie von unserer 150-jährigen Investmentkompetenz und dem hauseigenen Asset Management. Mit unseren individuellen Lösungen für private und institutionelle Anleger. www.llb.li



**Liechtensteinische
Landesbank**¹⁸⁶¹

Tradition trifft Innovation.



Kunst der Verhüllung: Melania Trump.

Sie ist eine der meistfotografierten und -besprochenen Frauen unserer Zeit – Melania Trump kann es, was ihre Bekanntheit angeht, fast mit Prinzessin Diana, als diese noch lebte, aufnehmen. Was aber nicht heisst, dass es viele Menschen gibt, die etwas Gehaltvolles über die Frau des amerikanischen Präsidenten zu sagen haben. Denn Leute, die die First Lady kennen, haben meist *non-disclosure agreements* – Knebelverträge – unterschrieben, die es ihnen bei hohen Geldstrafen verbieten, über Melania Trump zu sprechen. Das war denn auch die Herausforderung unseres Journalisten Mark van Huisseling während der Recherche zu seinem Melania-Porträt: die wenigen Einschätzungen aus erster Hand im Meer der Durchschnittsquaker-Mutmassungen zu erkennen und herauszuholen. **Seite 24**

Sie hat eine fast unglaubliche Biografie: Deborah Feldman wuchs in einer abgekapselten Gemeinschaft mit strengen und kollektivistischen Regeln auf. Als ihr Kind auf die Welt kam, fasste sie Mut und befreite sich. Ihre Flucht aus der ultraorthodoxen jüdischen Gemeinschaft, die sie in zwei Büchern beschreibt, liefert die Grundlage für eine Netflix-Verfilmung. Dass die Miniserie auch im arabischen Raum ein Erfolg ist, zeigt die universelle Ausstrahlung, die Feldmans Geschichte hat. **Seite 10**

Der Neuropathologe Adriano Aguzzi von der Universität Zürich gehört zu den bedeutendsten Forschern unseres Landes. Viele halten den Mediziner aufgrund seiner Erkenntnisse über Prionen für einen Anwärter auf den Nobelpreis. Aguzzi erklärt, warum Tierversuche zur Ge-

winnung von Impfstoffen ein unverzichtbares Übel sind und bleiben werden. Und der streitbare Professor wünscht sich ein verständnisvolles Veterinäramt und dialogbereite Tierchutzkommissionen. Ansonsten verlasse der exzellente Wissenschaftsnachwuchs die Schweiz noch rascher. **Seite 22**

Kampfscheidungen haben stets etwas Beelendendes, vor allem wenn Kinder zwischen die Fronten geraten. Der Rechtsstreit zwischen einem bekannten Zürcher Multimillionär und seiner zwanzig Jahre jüngeren Ex sprengt indes die Dimensionen. Obwohl die Ehe gerade mal drei Jahre dauerte, ist acht Jahre nach der Trennung noch kein Ende des «Rosenkriegs» (Bundesgericht) in Sicht. Im Kampf um die Millionen werden alle Register gezogen. Redaktor Alex Baur rekonstruiert das Arsenal der Boshaftigkeiten anhand der Akten. Zum Schutz des Kindes hat die *Weltwoche* entschieden, den Fall zu anonymisieren. **Seite 32**

Das Schweizer Sexualstrafrecht sei überholt und frauenfeindlich, ist seit einiger Zeit zu hören. Menschenrechtsorganisationen fordern, dass jeder Sex ohne Einwilligung als Vergewaltigung gilt. Bei vielen Politikern stösst das Anliegen auf Zustimmung, Praktiker stehen der Verschärfung indes skeptisch gegenüber. Im Gespräch mit zwei Strafverteidigern loten Katharina Fontana und Roman Zeller aus, wo die Krux der Reform liegt, wie man bei Sexualdelikten die Wahrheit herausfindet und warum es für einen Beschuldigten vorteilhafter ist, wenn eine Staatsanwältin und eine Richterin seinen Fall behandeln. **Seite 38**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrli buckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur,
Erik Ebner, Katharina Fontana,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis

Sekretariat: Sabine Mähner

Finanzen und Personal: Tien Köppel

Verlag:

Verlagsleiter: Sandro Gianini

Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst:

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: GLA United

Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

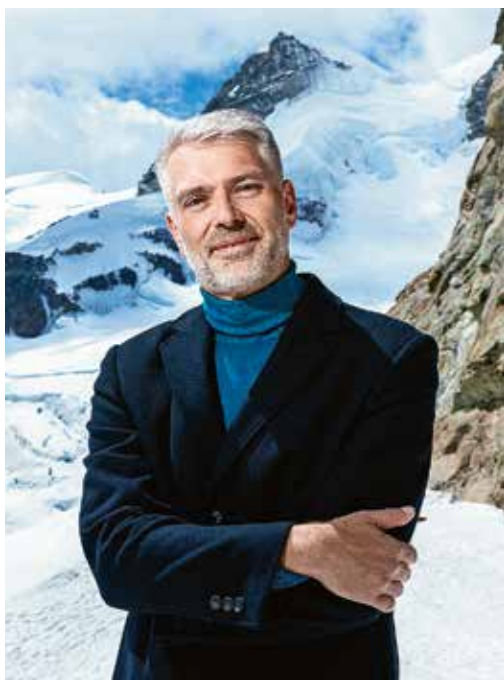
Betriebsleiter: Samuel Hofmann

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Asche aufs Haupt: Sandro Brotz. Seite 34

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 Kommentare Weiterwursteln
- 8 Humor Späte Scham
- 8 Migration
Unbequeme Wahrheiten
- 9 Eilmeldung
Festival der Unwahrheiten
- 10 Kopf der Woche Die erstaunliche
Geschichte der Deborah Feldman
- 16 Mörgeli Widmer-Schlumpfisierung
von Keller-Sutter
- 16 Bodenmann
Was ist mit der Migros los?
- 17 Medien Lob der Strukturhaltung
- 17 Die Deutschen Fliegende Steine
- 40 Kamer Morgarten am Himalaja
- 42 Herodot Innen drin sind alle weiss

Inland

- 14 Verfall eines Mythos
Der orange Riese Migros wankt
- 26 Zoo Zürich Ein Deutscher folgt
Direktor Alex Rübel nach
- 28 Elend der SVP
Dilemma der Volkspartei
- 31 Stéfanie Prezioso Batou
Die untypische Genfer Nationalrätin
- 32 Rosenkrieg am Zürichberg
Streitfreudige MultimillionärsGattin
- 34 Sandro Brotz
Vom Haudegen zum Sittenwächter



Lust auf mehr: Debbie Harry. Seite 49

- 38 Wenn Verführung zum Verbrechen
wird Die Strafverteidiger Eveline Roos
und Diego Gfeller über Sexualdelikte
- 41 Sprengkraft der Liebe
Brandbombe in Huttwil

Ausland

- 27 Kims kleine Schwester trumpft auf
Nordkoreas Aufsteigerin
- 33 Inside Washington Boltons Rache
- 36 Tschetschenen in Frankreich
Imame statt Polizisten

Wirtschaft & Wissenschaft

- 22 Verteidigung des Tierversuchs
Adriano Aguzzi über ein
notwendiges Übel
- 30 Julien Tornare Turbulente Zeiten
beim Uhrenkonzern Zenith
- 35 Nationalbank
Finger weg von den Tresoren
- 37 Gesundheit Wo der Arzt
in der Verantwortung steht
- 46 Warum die Ketten brachen
Geschichte der Sklaverei

Kultur & Gesellschaft

- 20 Tyrannei der Toleranten
Bildersturm der «Woke»-Kultur
- 24 Melania Trump Eine Würdigung
- 48 Bruce Lee Wie der erste asiatische
Filmstar kulturelle Grenzen sprengte



«Einmal schlug ich aufs
Wasser und erkannte:
Ist nicht das die Essenz
von Kung-Fu?»

Bruce Lee: Seite 48

- 49 Debbie Harry
Die blonde Pop-Ikone wird 75
- 50 Alexander McCall Smith
Schön heulen in der Nacht
- 56 Trekking im Minenfeld
Backpacking in Myanmar

Rubriken

- 7 Im Auge Monika Bacardi
- 12 Personenkontrolle
- 13 Nachruf Carlos Ruiz Zafón
- 18 Thiel 5G
- 18 Leserbrief
- 19 Fragen Sie Dr. M.
- 44 Ikone der Woche Claude Monet
- 52 Fast verliebt Fleischlos
- 52 Knorrs Kultur
«Koloss der Verzweiflung»
- 53 Unten durch Ressourcen
- 54 Wein Enthusiastischer Purist
- 54 Die Bibel Frauen- und
Männergeschichten
- 55 Auto Honda Jazz Executive
- 55 Jazz Branford Marsalis Quartet
- 58 Tamaras Welt Wie Lüge funktioniert

Im Ständestaat

Regierung, Gewerkschaften, Arbeitgeber und Gewerbe machen gemeinsam mobil gegen die Begrenzungsinitiative.

Von Roger Köppel

Am Montag lancierte der Bundesrat seine Kampagne gegen die Begrenzungsinitiative (BGI). Es war ein denkwürdiger Auftritt. Justizministerin Karin Keller-Sutter nahm nicht das übliche Gefolge an Bundesbeamten und eingebetteten Experten mit. Sie erschien vor den Medien flankiert zu beiden Seiten von den namhaftesten Chefs der Gewerkschaften, des Gewerbes und der Arbeitgeber. Die muskulöse Aufführung sollte beeindrucken und einschüchtern. Seht her, die wichtigsten Wirtschaftsinteressengruppen des Landes zermalmen gemeinsam dieses irriige, verderbliche Initiativbegehren.

Wenn Gewerkschafter, Arbeitgeber, Gewerbler und Regierungen ins gleiche Bett steigen, spricht die Politologie von einem Ständestaat, auch Korporationensstaat genannt. Dieses politische Konzept hatte vor allem zu Beginn des 20. Jahrhunderts viele Anhänger unter den damaligen faschistischen Kampfverbänden gegen den Kommunismus. Ziel war es, die Interessenvielfalt offener demokratischer Gesellschaften im «berufsständischen» Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit zu überwinden. Dieses unheilvolle, autoritäre, letztlich freiheitsfeindliche Modell war in der Schweiz nie mainstreamfähig. Dass es der Bundesrat jetzt gegen die BGI reaktiviert, ist ein Zeichen von Geschichtsvergessenheit, mangelhaftem liberalem Bewusstsein, vor allem aber von nackter Angst.

Irgendwie scheinen es sogar die Journalisten gespürt zu haben. Die meisten teilen zwar die bundesrätliche Stossrichtung gegen die Initiative. Doch an ihren Gesichtern war die Skepsis abzulesen, das Theater könnte des Guten vielleicht zu viel sein und auf die Absender zurückschlagen. Oder anders ausgedrückt: Wenn Bundesrat, Gewerkschaften, Gewerbe und Arbeitgeber gemeinsam während über einer Stunde monoton auf das Anliegen einer Partei einhämmern, die im Parlament nur 25 Prozent der Stimmen vertritt, muss die Panik in Bern erheblich sein. Es wirkte wie der Grossangriff einer US-Bomberflotte auf San Marino. Am Ende hatten die Journalisten wenn nicht Sympathie, so doch mindestens ein bisschen Mitleid mit den Kleinen, die an ihrer öffentlichen Hinrichtung mit keinem Fürsprecher vertreten waren.

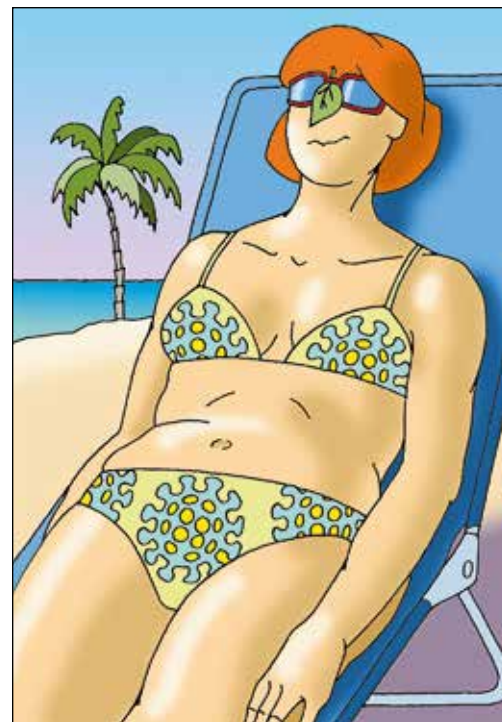
Egal, wie man zu dem Volksbegehren sachlich steht: Ist es der tiefere Sinn unserer Staatsform, dass der Bundesrat im Verbund mit anderen mächtigen Interessengruppen auf diese Weise einen Propagandateppich ausrollt? Ist es die Aufgabe unserer Landesregierung, während über siebzig Minuten mit den immergleichen, inhaltlich zum Teil hanebüchenen Aussagen auf die Medien einzupredigen, auf dass sie das Evangelium aus Bern im Land verbreiten? Eigentlich sollte der Bundesrat nach Verfassung doch eine gewisse Neutralität wahren, über den Schützengräben stehen und seine Meinungen, wenn überhaupt, dosiert vortragen. Sonst leistet er, wie hier, dem unerfreulichen Eindruck Vorschub, er missbrauche seine Macht und seine hohe Anerkennung für parteipolitische Zwecke.

Die Begrenzungsinitiative will die Zuwanderung in die Schweiz mit dem Instrument der Selbststeuerung begrenzen, wie sie in Artikel 121a der Bundesverfassung seit dem 9. Februar 2014 festgeschrieben, aber nicht umgesetzt worden ist. Eine Mehrheit von Volk und Ständen hat diesen Artikel abgesegnet – nach einem langen Abstimmungskampf gegen den ausdrücklichen Willen und die Mahnungen des Bundesrats, ein solches Ja würde die Schweiz zu einem volkswirtschaftlichen Somalia mitten in Europa machen. Die Angstmacherei hatte nicht verfangen.

Aus Trotz und Verärgerung über die Unbotmässigkeit weigerten sich Bundesrat und eine Mehrheit der Parteien in der Folge, dem Verfassungsartikel nachzuleben. Deshalb haben wir heute die abwegige Situation, dass in der Zuwanderungsfrage die Regierung nicht die Mehrheit, sondern eine Minderheit vertritt. Gemäss Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung von 2014 möchte die Mehrheit die Zuwanderung begrenzen. Der Bundesrat und die meisten Parteien, neu vereint mit Gewerkschaften, Gewerblern und Konzernen, setzen hingegen alles daran, den Volksentscheid zu hintertreiben.

Wenn der Bundesrat die Minderheit vertritt, muss er die Minderheit als Mehrheit inszenieren. Das war der tiefere Sinn der Medienkonferenz vom Montag. Sie sollte dem Publikum einen breiten Konsens vorgaukeln gegen das Anliegen, die Zuwanderung, wie es die Verfassung gebietet, selbständig zu steuern wie jedes andere Land auf diesem Planeten. Verschleiert werden sollte ausserdem die Tatsache, dass die auf der Bühne versammelten Organisationen aus nicht ganz uneigennütigen Motiven handeln.

Die Arbeitgeber und Gewerbler sind für die unbegrenzte Masseneinwanderung, weil sie ihnen billige Arbeitskräfte aus dem Ausland bringt. Die Gewerkschaften sind für die Massenzuwanderung, weil sie ihnen mehr



Macht und Geld einbringt. Mehr Macht: Mit der Personenfreizügigkeit stieg der gewerkschaftliche Einfluss auf den Arbeitsmarkt massiv. Mehr Geld: Die Gewerkschaften kassieren jährlich Millionen dank den branchenweiten Gesamtarbeitsverträgen im Gefolge der EU-Personenfreizügigkeit. Und der Bundesrat? Er möchte auf keinen Fall den institutionellen Anschluss an die EU gefährden.

Kann San Marino gegen eine US-Bomberflotte siegen? Das Berner Ständestaatskartell machte am Montag einen überheblichen, also unsicheren Eindruck. Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt putzte andere Meinungen als «Humbug» weg. FDP-Gewerbler Hans-Ulrich Bigler musste seine Kampfbegriffe vom Blatt ablesen («Kündigungsinitiative»). Und Bundesrätin Keller-Sutter repetierte wie auswendig gelernt ihre Falsch-Behauptung, durch die Initiative werde für Schweizer Unternehmen der Zugang zum EU-Markt «gekappt». Den EU-Marktzugang aber sichert nachweislich das Freihandelsabkommen von 1972, das von der Begrenzungsinitiative nicht betroffen ist.

Gegen die Übermacht organisierter ständestaatlicher Interessen haben die Initianten einen Trumpf, ihre Botschaft: Zu viel ist zu viel. Die Schweiz hat in den letzten dreizehn Jahren netto eine Million Menschen importiert, anteilmässig Weltrekord. Steigende Bodenpreise, steigende Mieten, sinkende Löhne, mehr Arbeitslosigkeit, mehr Stau, weniger Wohlstand pro Kopf und mehr Umweltverpestung sind die Folgen. Sie sind spürbar vor allem für die Bürgerinnen und Bürger, die am Montag so augenfällig nicht vertreten waren.

«Es wäre der Super-GAU»: Seite 9

Flussromantik mit der MS Thurgau Prestige

Neustart
2020
im Juli!



2-Bettkabine Mitteldeck (ca. 15 m²) mit franz. Balkon



Panorama-Salon mit Bar

Sicher reisen
mit dem
Sorglos-Paket!

Thurgau Travel Sorglos-Paket

Unser Sorglos-Paket beinhaltet Vorsorgemassnahmen zum Gesundheitsschutz unserer Gäste, damit Sie auf unseren Schiffen sicher und unbeschwert reisen. Wie z.B. Gesundheits-Check-up, Fiebermessen, reduzierte Passagierzahl für optimalen Abstand, vermehrte Desinfektion, Reiseumbuchung bis zu 14 Tage vor Abreise 2020 möglich (gilt nicht für unsere Partnerfirmen).

Weitere Informationen unter www.thurgautravel.ch

1 Städte am Main und Main-Donau-Kanal NEU Basel-Würzburg-Regensburg

9 Tage ab Fr. 1290.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- 1. Tag Basel** Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung und um 16.00 Uhr «Leinen los!».
- 2. Tag Strasbourg** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾.
- 3. Tag Miltenberg** Schifffahrt nach Miltenberg. Abends Möglichkeit einer Weinprobe⁽²⁾.
- 4. Tag Wertheim** Rundgang⁽¹⁾ durch Wertheim. Besuch des Glasmuseums.
- 5. Tag Würzburg** Transfer⁽¹⁾ in die Innenstadt. Besuch der bischöflichen Residenz und Rundgang.
- 6. Tag Bamberg** Transfer⁽¹⁾ in die Innenstadt. Rundgang durch die Altstadt. Die Türme des Bamberger Doms thronen über der Stadt.
- 7. Tag Nürnberg** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch die Stadt.
- 8. Tag Kelheim-Regensburg** Fahrt⁽¹⁾ mit dem Ausflugsboot. Rundgang⁽¹⁾ durch Regensburg.
- 9. Tag Regensburg-St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung und Busrückfahrt. Ind. Heimreise.

Regensburg-Basel

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

Reisedaten 2020 Es het solangs het Rabatt

Basel-Regensburg	Regensburg-Basel
19.07.-27.07. 600	27.07.-04.08. 600
12.08.-20.08. 500	20.08.-28.08. 500



Residenz, Würzburg

2 Luxuriöse Kurzfahrt auf Rhein und Main Basel-Speyer-Frankfurt-Basel

5 Tage ab Fr. 440.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- 1. Tag Basel** Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 15.00 Uhr. Um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- 2. Tag Speyer** Ausflug⁽¹⁾ nach Heidelberg.
- 3. Tag Frankfurt** Schifffahrt auf Rhein und Main. Die Facetten der Mainmetropole Frankfurt lernen Sie während eines Rundgangs⁽¹⁾ kennen.
- 4. Tag Baden-Baden** Busausflug⁽¹⁾ nach Baden-Baden. Busrückfahrt nach Kehl und Wiedereinschiffung der Ausflugsteilnehmer. Start zur letzten Reisetappe nach Basel.
- 5. Tag Basel** Ausschiffung nach dem Frühstück und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2020 Es het solangs het Rabatt

04.08.-08.08. 300	28.11.-02.12. 600 ⁽⁸⁾
08.08.-12.08. 250 ⁽⁶⁾	02.12.-06.12. 600 ⁽⁸⁾
28.08.-01.09. 250	06.12.-10.12. 650 ⁽⁸⁾
01.09.-05.09. 300	10.12.-14.12. 600 ⁽⁸⁾
19.09.-23.09. 250	14.12.-18.12. 700 ⁽⁸⁾
23.09.-27.09. 250	18.12.-22.12. 650 ⁽⁸⁾
13.10.-17.10. 350 ⁽⁶⁾	22.12.-26.12. 650 ⁽⁹⁾
17.10.-21.10. 350	26.12.-30.12. 600
21.10.-25.10. 400	30.12.-03.01.21 350
25.10.-29.10. 450	
29.10.-02.11. 500	



Frankfurt

MS Thurgau Prestige*****

Luxusschiff mit 41 Kabinen (ca. 15 m²), 7 Junior Suiten (ca. 19 m²) und 14 Master Suiten (ca. 30 m²). Alle Kabinen und Suiten sind mit Dusche/WC, TV/Radio, Safe, Föhn, Telefon, ind. regulierbarer Klimaanlage sowie Tisch und Stuhl ausgestattet. Zusätzlich verfügen die Junior Suiten über zwei Sessel und die Master Suiten über Sofa, Hocker, begehbaren Schrank und Badewanne. Die Kabinen auf Mittel- und Oberdeck haben einen franz. Balkon. Auf dem Hauptdeck können die Fenster nicht geöffnet werden. Bordausstattung: Restaurant, Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Réception, Boutique, Bistro mit Internet-Corner, Fitnessraum, Massagesalon, Sonnendeck mit Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Leistungen: Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord, Bustransfer Regensburg-St. Margrethen/Zürich oder v.v. (Reise 1), Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1890	940
2-Bettkabine Hauptdeck	1990	1040
Junior Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾	2090	1140
2-Bettkabine Mitteldeck ⁽⁴⁾	2490	1240
Junior Suite Mitteldeck ⁽⁴⁾⁵⁾	2690	1340
Junior Suite Oberdeck ⁽⁴⁾⁵⁾	2790	1440
Master Suite OD (ca. 30 m²) ⁽⁴⁾⁵⁾	3090	1540
Zuschläge Alleinbenutzung	auf Anfrage	
Ausflugspaket (7/3 Ausflüge)	230	105
Annulations-/Assistance-Versicherung	69	54

Weitere Reisen mit MS Thurgau Prestige*****

Basel-Cochem-Trier-SaarLouis v.v.
9 Tage ab Fr. 1290.– (Nach Rabattabzug)

NEU Basel-Flandern-Holland-Basel
15 Tage ab Fr. 2490.– (Nach Rabattabzug)

Ab-Preise, günstigste Kategorie in Nebensaison.
Weitere Details siehe www.thurgautravel.ch

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽⁴⁾ Mit franz. Balkon | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich | ⁽⁶⁾ Mit Familienprogramm
⁽⁷⁾ Mit NONSTOP R@J COUNTRY-BAND | ⁽⁸⁾ Mit Weihnachtsmärkten | ⁽⁹⁾ Kein Zuschlag zur Alleinbenutzung | Wegen niedrigen Brückenhöhen kann das Sonnendeck vom 3. bis 8. Tag (Reise 1) nur wenig genutzt werden | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Weiterwursteln

Von Christoph Mörgeli — Öffentlichkeit und Aufsicht wurden bereits vor Jahresfrist über die problematische Persönlichkeit von Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer orientiert. Passiert ist nichts.



«Versuche, den Leuten ein Vorbild zu sein»: Meyer.

Im März 2019 hat die *Weltwoche* in zwei grossen Artikeln über die Machenschaften und Charakterstrukturen des obersten Schweizer Richters berichtet (*Weltwoche* Nr. 11/19, 12/19). Wir haben aufgezeigt, wie sich Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer (SP) in den hässlichen Scheidungskrieg seiner Konkubinatspartnerin einmischte. Die Frau war seinerzeit illegal aus Kamerun eingereist und schon wegen Prostitution gebüsst worden. Um von ihrem Noch-Ehemann möglichst hohe Alimente zu ergattern, bestritt sie, mit Bundesgerichtspräsident Meyer unter einem Dach zu wohnen. Meyer frisierte in fragwürdiger Weise die Steuererklärung seiner Freundin, indem er seine Zahlungen nicht deklarierte. Auch suchte er den Lehrmeister beziehungsweise den Nachhilfeunterricht der beiden «Stieftöchter» auf und gab sich tatsachenwidrig als Erziehungsverantwortlicher aus. Eine Krienser SP-Bezirksrichterin musste ihrem Parteikollegen schriftlich verbieten, «unangemeldet bei der Schnupperstelle aufzukreuzen» und «Gespräche über die Obhutszuteilung zu führen».

Immer neue Skandale

Doch weder die Politik noch die Medien und schon gar nicht Ulrich Meyer selber wollten auf diese Fakten eintreten. Die Gerichtskommission des Parlaments liess die *Weltwoche* Ende

April 2019 vielmehr wissen: «Für Richterinnen und Richter des Bundesgerichts ist eine Amtsenthörung nicht möglich. Die Gerichtskommission wird also keine Schritte in diese Richtung unternehmen.»

Seither sind immer neue Skandale ans Licht gekommen. Die SRF-«Rundschau» berichtete, wie Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer sexistisches Verhalten am Bundesstrafgericht untersuchen musste. Dabei zog der 67-jährige Sozialdemokrat in einer Vernehmungspause aufs Übelste sexistisch über eine 40-jährige SVP-Strafrichterin her. Bundesgerichtspräsident Meyer sollte auch untersuchen, ob es Liebschaften zwischen Bundesstrafrichtern und deren Gerichtsschreibern gebe. Nun machte die *Schweiz am Wochenende* bekannt, dass Meyer selber als Bundesversicherungsrichter in Luzern eine Liebschaft zu einer Gerichtsschreiberin unterhielt. Das Gericht war irritiert und musste sich deswegen so organisieren, dass Meyer und seine Geliebte nicht wegen Befangenheit an den gleichen Fällen arbeiteten.

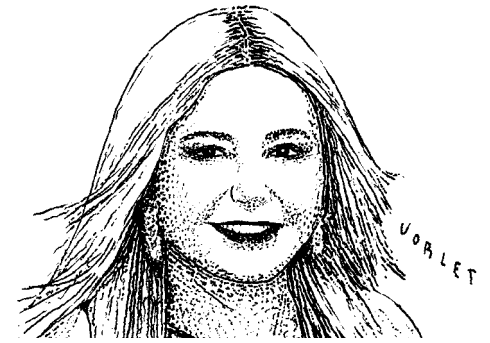
Reisen nach Paris, Prag, Peking

Bundesgerichtspräsident Meyer hatte festzustellen, ob am Bundesstrafgericht in Bellinzona Mobbing herrsche. Dabei mobbte er als Luzerner Versicherungsrichter die erste dort wirkende weibliche Kollegin von der FDP mit unzitierbaren Verbalinjurien. Meyer hatte zu untersuchen, ob in Bellinzona die Spesenrechnungen angemessen seien. Der gleiche Meyer bereiste gemäss *Tages-Anzeiger* in den drei Jahren seines Bundesgerichtspräsidiums auf Kosten der Steuerzahler die halbe Welt: Paris, Venedig, Prag, Peking, Rabat, Montreal, Vilnius und Kambodscha – so hiessen «einige Destinationen unter vielen».

Für Ulrich Meyer oder für seine Partei war ein Rücktritt nie ein Thema. Auch das Parlament lässt den obersten Schweizer Richter weiterwursteln – ungeachtet des täglich steigenden Reputationsverlusts. Die Gerichtskommission sieht keinen Handlungsbedarf, die Geschäftsprüfungskommission will Meyer allenfalls ein paar Fragen stellen. Dies erstaunt umso mehr, als gleichzeitig Bundesanwalt Michael Laubers vergleichsweise unbeschnitztes Kerbholz millimetergenau mit der Lupe abgesucht wird.

«Ich versuche, den Leuten ein Vorbild zu sein», liess sich Bundesgerichtspräsident Meyer einmal zitieren. Es ist definitiv beim Versuch geblieben.

Cuba Libre



Monika Bacardi, sechste Ehefrau.

Der Rum mit dem Fledermaussymbol (seit 1862) war ein Revolutionsgetränk, die Bacardi-Familie unterstützte Fidel Castro, bis er sie enteignete und aus Kuba vertrieb. Das Rezept nahmen sie mit. Monika Bacardi, 51, geistert fälschlicherweise als «Bacardi-Erbin» durch die Medien. Sie kennt Johnny Depp, Antonio Banderas, Naomi Watts und ganz Hollywood, denn sie produziert erfolgreich Filme, fährt aber in Monte-Carlo, wo sie lebt, einen anonymen Fiat 500. Sie hat Kunst und Literatur studiert, spricht fünf Sprachen und entstammt einer Südtiroler Industriellenfamilie. Und ihr Mann war Lord Luis Adalberto Facundo Gomez de Campo Bacardi, ein notorischer Playboy und Urenkel des Rum-Patriarchen, gestorben 2005, und sie seine Ehefrau Nummer sechs.

Sie heirateten in Marbella, er als Mexikaner kostümiert, sie in Tirolertracht. Es war Liebe mit Gütertrennung. Das Erbe sollte an ihre gemeinsame Tochter Maria Luisa fallen, die jetzt volljährig geworden ist. So weit, so einfach. Doch ihre Bacardi-Anteile sind in einer Stiftung in Liechtenstein mit Decknamen «Bastille» verbarrikadiert. Noch zu Lebzeiten wurde Luis Bacardi selber angeblich von den liechtensteinischen Treuhändern aus der «Bastille» geworfen. Hatte er die Übersicht verloren? Wer waren die Strippenzieher dieser Enteignung? Seither schwelt in der weitverzweigten Bacardi-Sippe diese juristische Fehde. Die junge Maria Luisa hat bislang keine Dividenden aus dem Sechs-Prozent-Anteil gesehen. Löwenmutter Monika verlangte am Firmensitz der Bacardi Ltd. (Jahresumsatz sechs Milliarden Dollar) auf den Bermudas vergeblich eine Liste aller Aktionäre. Am vergangenen 3. Juni tagte die «Bastille»-Stiftung in Liechtenstein, «doch unserem mit einem notariellen Mandat ausgestatteten Anwalt verweigerten drei Bodyguards den Zugang», erklärte Monika Bacardi dem *Corriere della Sera*. Mutter und Tochter haben jetzt die italienische Anti-Mafia-Staatsanwaltschaft eingeschaltet. Darauf einen Cuba Libre, *salud!* Peter Hartmann

Späte Scham

Von Peter Keller — Viktor Giacobbo distanziert sich von seinen «rassistischen» Figuren.



Lodernde Scheiterhaufen:
Komiker Giacobbo als Rajiv Prasad.

Viktor Giacobbo schämt sich. Ihn hat sozusagen seine eigene satirische Vergangenheit eingeholt. In den neunziger Jahren wurde der Winterthurer Komiker bekannt mit überzeichneten Kunstfiguren wie dem Paradeproll Harry Hasler. Inzwischen hat aber die Satire einen Lockdown erfahren: Überall drohen verletzte Seelchen und Shitstorms. Worüber gestern noch gekichert wurde, daran klebt heute das Etikett «homophob», «frauenfeindlich», «rassistisch». Giacobbo (alt, weiss, männlich) wurde rückwirkend zum Mehrfachtäter: Nicht nur, dass er sich über Frauen lustig machte, er verkleidete sich sogar als solche und karikierte sie als Dummchen wie Debbie Mötteli. Da lodert in den sozialen Medien bereits der Scheiterhaufen.

Rajiv auf dem Misthaufen

Weiter ist da die Figur Rajiv, der Wackelkopflinder, der Englisch spricht, als hätte er noch gleichzeitig einen Minigolfball im Mund. In einem Sketch tritt Giacobbo/Rajiv als korrupter Fifa-Funktionär auf, neben ihm ein auf Schwarzafrikaner geschminkter Schauspieler mit Leopardenmütze, Sonnenbrille, Goldkettchen und Luxusuhr. Mittlerweile würde sich die Empörung nicht an der käuflichen Fussballwelt emporschaukeln, sondern an den «rassistischen Klischees» der beiden Fifa-Parodien.

«Ich würde diese Figuren heute nicht mehr spielen», sagt Viktor Giacobbo gegenüber dem *Blick*. Die Zeiten und Umstände hätten sich geändert. Mittlerweile gebe es auf der Comedy-Bühne ohnehin fast keine Figuren mehr. «Eigentlich schade, denn Rassisten könnte man als Parodiefiguren dort hinstellen, wo sie hingehören: auf den Misthaufen der Geschichte.» Also dorthin, wo Rajiv und sein Schöpfer gerade hinbeordert wurden. Noch peinlicher als misslungene Pointen sind Satiriker, die sich zu erklären beginnen.

Unbequeme Wahrheiten

Von Wolfgang Koydl — Muslimische Zuwanderer tragen Gewalt in europäische Gesellschaften, linke Politiker schwächen die Polizei: eine explosive Mischung. Stuttgart ist nur der Anfang.

Wer einmal Zeuge der Verhaftung eines Taschendiebes im Suk von Kairo, Beirut oder Algier war, wundert sich nicht mehr, weshalb es relativ wenige Verbrechen in nahöstlichen Ländern gibt, trotz Armut und sozialer Ungerechtigkeit. Die Uniformierten gehen mit Verdächtigen nicht zimperlich um: Man brüllt sie an, schlägt sie, stösst sie zu Boden – vor den Augen der Umstehenden. Man kann sich ausmalen, was dann noch hinter den Mauern des Reviers geschieht. Schön ist dieses Schauspiel nicht. Aber es hat zumindest einen heilbringenden Effekt: Straftäter zittern vor der Polizei, sie genießen bedingungslosen Respekt. Aber auch die Polizisten wissen: Wenn sie nicht mit ganzer Härte durchgreifen, ziehen sie im Konflikt mit den Straftätern den Kürzeren.

Machtlose Polizei?

Wer indes einmal Zeuge einer Verhaftung in Deutschland oder anderswo in Europa war – höflich, zurückhaltend, mit «bitte» und mit «danke» –, wundert sich nicht, warum Straftäter aus dem Nahen Osten keine Angst vor dem Gesetz und keinen Funken Respekt für die Weicheier in Uniform haben. Sie wissen: Man wird sie mit Samthandschuhen anfassen, und wenn der Samt doch einmal ein wenig kneift, bleibt noch immer der Weg zu Anwalt und Gericht.

Nun ist es leider so, dass die Gesellschaften im Nahen Osten grundsätzlich gewalttätiger sind als in Europa. Und deshalb verwechseln Menschen, die in einer solchen Gesellschaft aufgewachsen sind, die penible Einhaltung von Bürgerrechten mit Schwäche oder Feigheit. Folgenlos verhöhnern sie die machtlose Polizei, verspotten, bedrohen und beschimpfen sie oder greifen sie gleich körperlich an. Stuttgart war nur ein vorläufiger Höhepunkt einer Entwicklung, die man von Göteborg bis Brüssel, von Dijon bis Berlin seit Jahren mit unschöner Regelmässigkeit beobachten kann.

Die Anlässe sind oft nichtig – eine Drogenkontrolle wie in Stuttgart, die Durchsetzung einer Corona-Quarantäne unlängst in Göttingen. Fast immer eskaliert die Situation schnell, nicht immer setzen sich die Ordnungskräfte durch. Fast durchweg sind Migranten die treibende Kraft oder die Rädelführer solcher Mobs. Darüber täuscht auch der irreführende Neusprech von Politik und Medien nicht mehr hinweg, der die Hundertschaften teilweise vermummter Schläger, Brandstifter und Plünderer verniedlichend in «Kleingruppen» aus der «Party- und Event-Szene» verortet.

Das alles ist nicht neu. Die deutsche Polizeigewerkschaft weist seit Jahren darauf hin, dass bestimmte Gruppierungen «sich in brutaler, zynischer und arroganter Art und Weise über behördliche Massnahmen und Anweisungen erheben». Längst haben auch andere Gruppen den Respekt vor der Staatsmacht verloren: Antifa und andere radikale Linke, gelangweilte, dauerarbeitslose Jugendliche, arabische, albanische oder tschetschenische Kriminellenclans. Das Gebrüll, das sich in Stuttgart in das Klirren der Schaufenster mischte, bot denn auch einen repräsentativen Querschnitt: «Fuck the system», «Hurensöhne», «Allahu akbar».

Zu den unbequemen Wahrheiten zählt, dass sich Gewalttäter ermutigt fühlen dürfen von Staat, Medien, Politik und Teilen der Gesellschaft. Im linken Bürgertum sehen viele die Polizei als Schläger mit faschistoiden Tendenzen – wie kürzlich die Co-Vorsitzende der Sozialdemokraten, Saskia Esken. Die grüne *Taz* empfahl in einer Kolumne, Polizisten im Müll zu entsorgen, Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier likte das Konzert einer linken Rockband, die davon sang, der Polizei mit den eigenen Knüppeln «die Fresse» zu polieren.

Keine Unterstützung mehr für Berlin

Die von SPD, Linken und Grünen gebildete Landesregierung von Berlin hat den Polizistenhass nach dem Tod des schwarzen Amerikaners George Floyd dazu genutzt, ein altes Lieblingsprojekt durchzusetzen: Das Antidiskriminierungsgesetz stellt alle Polizisten generell unter Verdacht. Sie müssen künftig beweisen, dass ihre Handlungen nicht rassistisch oder fremdenfeindlich waren – eine beispiellose Umkehr der Beweispflicht. Andere Bundesländer haben bereits angekündigt, ihre Beamten nicht mehr zur Unterstützung nach Berlin zu schicken.

Sicher, nach den Ausschreitungen von Stuttgart wetteifern Mainstream-Politiker miteinander in ihrem Abscheu und ihrer Empörung. Doch die Urheber der Gewalt – Migranten, Linke und Muslime – nennen sie nicht. Von einem «bunten Mix über den Globus» faselt Stuttgarts Polizei-Vize. Grüne und SPD schwurbeln, dass Gewalt bestraft werden müsse, «egal», woher sie komme. So vage drücken sie sich nicht aus, wenn sie auch nur den Hauch einer Verbindung nach rechts wittern. Vielleicht würde es helfen, wenn sich deutsche Polizisten ein Beispiel an ihren US-Kollegen nähmen: Aus Protest gegen den Hass, der ihnen entgegenschlägt, melden sich viele von ihnen krank.

«Es wäre der Super-GAU»

Von Christoph Mörgeli und Florian Schwab — Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) kämpft gemeinsam mit Arbeitgebern und Gewerkschaften gegen die Begrenzungsinitiative (BGI). An einer Medienkonferenz wurden apokalyptische Szenarien Breitgeschlagen. Zu Recht?

Über siebzig Minuten lang dozierten düster Bundesrätin Karin Keller-Sutter, Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt, Gewerbedirektor Hans-Ulrich Bigler sowie die beiden Gewerkschaftsexponenten Pierre-Yves Maillard und Adrian Wüthrich. Kein gutes Haar liess das grimmige Quintett an der Begrenzungsinitiative der SVP, über die am 27. September abgestimmt wird. Bundesrat und Sozialpartner sind im Wesentlichen der Ansicht, die Schweiz stürze bei einer Annahme des Volksbegehrens in eine Katastrophe. Wir präsentieren hier eine Auswahl ihrer wichtigsten Argumente und deren Richtigstellung.

«Die sieben Abkommen der Bilateralen sind die ersten bilateralen Abkommen, die die Schweiz nach dem EWR-Nein ausgehandelt hat. Sie sind der Kern des bilateralen Weges, und sie regeln im Wesentlichen den Zugang zum EU-Binnenmarkt.» Karin Keller-Sutter

Das ist falsch. Den Zugang zum EU-Markt regelt und sichert seit 1972 das Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und der Europäischen Union. Dieser Vertrag wird automatisch auf jedes weitere EU-Mitglied ausgedehnt. Weit über 90 Prozent des schweizerischen Exportvolumens in die EU werden durch dieses Freihandelsabkommen und die Regeln der Welthandelsorganisation garantiert. Die Verträge der Bilateralen I ermöglichen nach Schätzungen des Ökonomen Rudolf Strahm nur rund 5 Prozent des schweizerischen EU-Exports. Das Freihandelsabkommen ist das bedeutendste Wirtschaftsabkommen zwischen der Schweiz und der EU und damit der Kern des bilateralen Weges. Eine Annahme der Begrenzungsinitiative hätte auf diesen Vertrag nicht den geringsten Einfluss.

«Die Begrenzungsinitiative setzt den bilateralen Weg aufs Spiel.» Karin Keller-Sutter

Tatsache ist, dass die Schweiz deutlich über hundert bilaterale Verträge mit der EU abgeschlossen hat, darunter als wichtigsten das Freihandelsabkommen von 1972. Sollten die Schweizer Stimmberechtigten der Begrenzungsinitiative zustimmen, wäre der Bundesrat verpflichtet, das Personenfreizügigkeitsabkommen (FZA) auf der Grundlage der Paragraphen 14 und 18 FZA neu auszuhandeln. Die EU ist vertraglich verpflichtet, in diese Verhandlungen einzusteigen. Sollte sich Brüssel einer Einigung verweigern,



Ewig lockt der Untergang.

müsste der Bundesrat das FZA innerhalb eines Jahres kündigen. Dies hätte den Wegfall von nur sechs bilateralen Verträgen zur Folge, darunter das Verkehrsabkommen, an dessen Weiterführung die EU das allerhöchste Interesse hat.

«Die Personenfreizügigkeit ist überlebenswichtig für den Fachkräftemarkt und damit für die KMU.» Hans-Ulrich Bigler

Bigler blendet aus, dass die Nachfrage nach Fachkräften in der Marktwirtschaft in aller Regel grösser ist als das Angebot. Knappheit ist der Normalzustand auf jedem Fachkräftemarkt und treibt die Löhne nach oben. Es ist ein Mythos, die Personenfreizügigkeit bringe vor allem hochqualifizierte Fachkräfte in die Schweiz. Gemäss dem Amt für Wirtschaft und Arbeit des Kantons Zürich sind zwischen 2007 und 2014 weniger als 20 Prozent der EU-Zuwanderer in Berufsgruppen tätig geworden, in denen ein Mangel an Fachkräften herrscht.

«Viele von Ihnen werden sich gut an die Mitte der 90er Jahre erinnern. Die Immobilienkrise und der gescheiterte EWR-Beitritt prägten diese Zeit. [...] Unsere Wirtschaft kam erst wieder in Fahrt, als sich abzeichnete, wie die Schweiz doch noch Teil des EU-Binnenmarktes werden konnte.» Valentin Vogt
Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt will glauben machen, die Rezession der neunziger Jahre in der Schweiz sei eine Folge des EWR-Neins

und habe erst dank dem Abschluss der bilateralen Verträge I überwunden werden können. Diese Aussage widerspricht nachweislich der jüngeren schweizerischen Wirtschaftsgeschichte. Die Rezession der neunziger Jahre begann als Folge einer konjunkturellen Überhitzung und einer hausgemachten Immobilienkrise bereits vor der EWR-Abstimmung von 1992. Der Aufschwung setzte schon ums Jahr 1996 wieder ein mit einem neuerlichen Hitzeschub und dem Platzen einer ersten Internet-Blase 2001. Die Bilateralen I traten erst 2002 in Kraft und hatten auf diese Vorgänge folglich keinen Einfluss.

«Wir wollen den Wohlstand in unserem Land mehr und nicht reduzieren.» Valentin Vogt

Die Frage ist nur, wie man den Wohlstand misst. 1945 bis 2001, also vor Einführung der bilateralen Verträge I, betrug das jährliche Pro-Kopf-Wachstum in der Schweiz durchschnittlich 2 Prozent – und dies ohne Personenfreizügigkeit. Heute ist dieses Pro-Kopf-Wachstum praktisch stagnierend.

«Eine Annahme der Initiative wäre der Super-GAU für das Land.» Valentin Vogt

Solche Drohungen stiessen die Befürworter schon 1992 vor der EWR-Abstimmung aus. Der EWR-Unterhändler Franz Blankart erklärte: «Nach fünf Jahren Alleingang würden wir aus wirtschaftlichen Gründen die EG auf Knien bitten, uns um jeden Preis als Mitglied aufzunehmen!» In Wahrheit ging es der Schweiz nach dem EWR-Nein bis heute wesentlich besser als der EU. Daraus erklärt sich auch die enorme Zuwanderung aus dem EU-Raum in die Schweiz.

«In einem direktdemokratischen System sind wir darauf angewiesen, dass das Volk auch in Zukunft Fragen beantwortet.» Karin Keller-Sutter

Keller-Sutters Appell an die direkte Demokratie ist ungläubwürdig. Die Bundesrätin will unmittelbar nach der Begrenzungsinitiative das institutionelle Rahmenabkommen mit der EU abschliessen. Dieses entmachtet das Volk über weite Teile als Gesetzgeber; die EU würde auf den Stufen Bund, Kantone und Gemeinden durchregieren. Abstimmen dürften die Bürger nur noch mit der Drohung im Nacken, bei «falscher» Stimmabgabe mit «Ausgleichsmassnahmen» bestraft zu werden.

Die erstaunliche Geschichte der Deborah Feldman

Von Pierre Heumann — Sie wagte die Flucht aus der Schwarzweiss-Welt der Ultraorthodoxen. Sex, Romantik, Israel und ihr säkulares Leben in Berlin: Die Netflix-Serie über die Aussteigerin Deborah Feldman ist auch im arabischen Raum ein Hit.



«Der heilige Platz der Frau»: Bestseller-Autorin Feldman.

Als sie 23 Jahre alt war, flüchtete sie aus der abklemmenden Enge ihrer ultraorthodoxen Welt in Brooklyn, New York. Ihre Familie wünschte ihr für den «Verrat» den Tod. Heute lebt die 33-jährige Deborah Feldman mit ihrem Sohn als säkulare Jüdin in Berlin und hat seit ihrem Teenager-Dasein in Brooklyn so viel erreicht, dass sie sagt: «Meine verbleibenden Wünsche sind jetzt relativ bescheiden, sehr bescheiden.»

Das klingt für eine Frau ihres Alters reichlich vermessen – wäre da nicht ihre erstaunliche und mutige Metamorphose von einer ultraorthodoxen New Yorkerin zur säkularen Berlinerin. In kurzer Zeit ist es ihr nicht nur gelungen, ihre Identität abzulegen, ohne sich dabei zu verleugnen. Sie publizierte auch zwei Welt-Bestseller, die jetzt Grundlage für eine erfolgreiche Netflix-Verfilmung geworden

sind. Und sie hat sich in ihrer neuen Heimat Berlin im Nu so gut akklimatisiert, dass der jiddische Akzent ihrer Muttersprache nicht mehr zu hören ist.

Feldmans erstaunliche Befreiungsgeschichte aus der gesellschaftlichen, mentalen und religiösen Enge der Orthodoxie hat universelle Relevanz in einer Zeit, da Identitäten im Fluss sind, Menschen auf der Flucht und Frauen weltweit Wege aus der Unterdrückung suchen. Kein Wunder, ist die Netflix-Serie über die ultraorthodoxe Aussteigerin auch im arabischen Raum ein Hit.

Doch Feldman mahnt: «Man kann», so ihre Überzeugung, «die Identität nur bis zu einem bestimmten Ausmass ablegen. Am Ende des Tages ist man immer eine Mischung aus Gestern und Heute, trägt Vergangenheit und Gegenwart in sich.» Die Kunst bestehe darin,

die Spannung zwischen den beiden Polen so zu kalibrieren, dass sie tragbar wird: «Nur so gelingt es, den Frieden mit sich selber zu finden.»

Werk des Teufels

Routiniert gibt sie Interviews im Dreissig-Minuten-Takt. Journalisten aus aller Welt rufen sie in diesen Tagen an, da ihr Buch in den nächsten Wochen in zwei Dutzend neuen Übersetzungen publiziert wird; nachdem es bereits in acht verschiedenen Sprachen, nicht nur auf Deutsch, erschienen ist, wird es demnächst auch auf Japanisch, Spanisch, Griechisch oder Rumänisch herausgegeben.

Ohne Scham spricht die Frau über Sex und Erotik, als ob sie nie in einer Gesellschaft gelebt hätte, in der das Individuum seine Träume nicht ausleben darf, spricht über ihre Sehnsucht nach Freiheit und, als wären ihr nie

Rituale und Verhaltensweisen eingetrichtert worden, über den Stellenwert des Glaubens in ihrem neuen Leben. Sie sei nicht religiös, aber gläubig. «Die Religion ist für mich ähnlich wie die Politik», sagt sie: «Man kann sich entscheiden, wo man hingehört. Mit Glauben hat das aber wenig zu tun.»

Feldman wuchs in der Satmar-Gemeinde von Brooklyn auf, die zur Gruppe der Chassidim gehört, einem mystischen Zweig der Ultraorthodoxie, der aus rund einem Dutzend Sekten besteht, die ihren jeweiligen Rabbi verehren und auf ihn – nur auf ihn – hören. Die Welt ihrer Kindheit bestand aus Männern, die schwarze Hüte trugen, schwarze Kaftane und weisse Hemden, die die alten Schriften studierten, aus schwarzweissen Büchern beteten und überzeugt waren, dass grelle Farben wie Rot das Werk des Teufels seien.

Die Satmar-Gemeinde – sie ist nach ihrem Entstehungsort benannt, der damals im Königreich Ungarn liegenden Stadt Szatmárnémeti, die heute Satu Mare heisst und zu

«Eli war vollkommen im Griff seiner Mutter und erzählte ihr alle Details unseres Ehelebens.»

Rumänien gehört – wurde im Holocaust weitgehend vernichtet und nach dem Zweiten Weltkrieg in Brooklyn neu aufgebaut.

Israel: Ankunft des «falschen Messias»

Der Schatten der Apokalypse war Teil ihrer Jugend. Die Grosseltern, die sie erzogen, glaubten an das Ende der Welt und bereiteten ihre Enkelin darauf vor. Die Satmar-Gründer seien überzeugt gewesen, dass die Shoah eine Strafe Gottes für die Assimilation der Juden und für den Zionismus war, sagt Feldman. Wer sich assimiliere, setze sich über das Gebot der Religion hinweg, warnen die Satmar-Rabbis bis heute, die in New York rund 350 000 Anhänger haben. Den Zionismus und damit die Gründung des Staates Israel vergleichen sie mit der Ankunft des «falschen Messias», der wie auch Israel abzulehnen sei. Die Satmar-Gemeinde, eine der radikalsten überhaupt, habe jüdische Gebetsrituale und Traditionen neu interpretiert und radikal ausgelegt. «Wenn man Gott zeigt, dass man sich für ihn anstrengt, wird er sich auch für uns sehr anstrengen, seinen Zorn zu zügeln», resümiert Feldman die Überzeugung ihrer ehemaligen Sekte. Der Holocaust habe gezeigt, dass man ohne Engagement für Gott «keine Chance hat zu überleben – so wird das von Satmar ausgelegt».

Weil Juden, fasst Feldman die Motive der Ultraorthodoxen zusammen, ersetzen müssten, was sie während des Zweiten Weltkriegs verloren hätten, seien die Familien verpflichtet, möglichst viele Kinder zu haben. Frauen sollen deshalb früh heiraten. «Ich war sieb-

zehnjährig, als mir mein Grossvater Eli vorstellte, meinen künftigen Ehemann, einen jungen Religionsschüler mit goldenen Schläfenlocken und den Ansätzen eines Bartes.»

Das erste Treffen dauerte dreissig Minuten. Nach dem zweiten war die Hochzeit beschlossene Sache. Eine «Eheberaterin» zeigte ihr «den heiligen Platz der Frau». Feldman, der es zuvor nicht erlaubt gewesen war, sich unten zu betrachten, hatte keine Ahnung gehabt, dass sie eine Vagina hatte. «Und dann machte ich plötzlich die schockierende Erfahrung, dass sie zum Gebären bestimmt war.» Chassidische Frauen haben wenig Freiheit beim Entscheid, wann und wie viele Kinder sie bekommen wollen. Sie haben bereit zu sein für die Fortpflanzung und die Erziehung. Die ersten Sexerlebnisse seien «traumatische Erlebnisse» gewesen, ebenso wie sowohl von ihrer Familie als auch von den Gemeindemitgliedern mit Kritik und Klatsch konfrontiert zu sein, als sie nach neun Monaten noch nicht schwanger war.

Gespräche über Sex seien im ultraorthodoxen Judentum aus mehreren Gründen ein Tabu, sagt Feldman. «Sex fördert Individualität und Intimität. Das kann die Gemeinde nicht tolerieren, weil das den Zusammenhalt des Kollektivs gefährde. Sex wird von den Radikalfrommen mit allem assoziiert, was bei ihnen verpönt ist: Zuneigung, Liebe und Intimität. Ich bin deshalb nicht mit Umarmungen und Küsschen aufgewachsen, das gab es nicht.»

Entgegen allen Klischees will Feldman die Satmar-Gemeinde nicht als «patriarchalisch» bezeichnen: «Männer sind zwar für das Narrativ zuständig, aber Frauen füllen das Narrativ mit Leben und realisieren es.» Ihre Beweisführung ist stringent: «Weshalb waren die Männer immer über ihre Bücher gebeugt, während die Menschen, die mich unterdrückten, Frauen waren? Weshalb waren die Menschen, die mich am tiefsten verletzten, meine Tante, meine Schwiegermutter, meine Lehrerinnen und die Sextherapeutin?»

Nach ihrer Hochzeit habe sich ihr Männerbild bestätigt: «Eli war vollkommen im Griff seiner Mutter und erzählte ihr alle Details unseres Ehelebens, auch die intimen. Er brauchte ziemlich viel Zeit, um sich von seiner Mutter zu lösen.»

Als ihr Sohn schliesslich auf der Welt war, reifte in Feldman der Entschluss des Befreiungsschlags. «Wäre ich in der Gemeinde geblieben, hätte er täglich von neun bis fünf in die Religionsschule gehen müssen und hätte später keine Chance gehabt, seinen Weg frei zu bestimmen.»

Ein schwerer Verkehrsunfall, in den sie verwickelt war, gab ihr den letzten Ruck, um zusammen mit ihrem Sohn ein neues Leben zu beginnen. «Ich war nach dem Aufprall überzeugt, dass ich sterben würde», sagt sie, und

sie schwor sich, fortan keine Minute ihres Lebens zu verschwenden. Tags darauf verkaufte sie ihren Schmuck, mietete ein Auto – und begann ein neues Dasein.

Faszination Berlin

Sie trennte sich von ihrer Gemeinde, später auch von ihrem Ehemann. Von der Familie erhielt sie Hass-Mails. Diese legte ihr nahe, Selbstmord zu begehen. Ihre Familie hatte, so Feldman in einem Interview, bereits ein Grab reserviert.

Die neue Existenz begann sie in Manhattan: ohne Familie, ohne Freunde, einsam und verarmt. Wie man sich in der modernen Welt zurechtfindet und seinen Lebensunterhalt verdient, musste sie erst lernen. Aber sie wusste: «Es gibt kein Zurück.» Feldman studierte Literatur an einem College und nahm Fahrstunden. Ihre Gedanken über die für sie neue Welt vertraute sie einem Tagebuch an, das den Weg in einen Verlag fand – und die junge Frau weltweit zur erfolgreichen Schriftstellerin machte.

Ob sie denn Israel als Ausgangspunkt ihres neuen Lebens nie in Betracht gezogen habe, frage ich sie. «Nie würde ich nach Israel auswandern», gibt sie dezidiert zurück. Sie sei ein paarmal als Touristin in Tel Aviv gewesen. «Dort stiess ich auf eine Realität, in der die Religiösen sehr viel Macht haben. Man kann ihrem Einfluss kaum entkommen. Ich will aber nicht in einem Land leben, in dem mich die Vergangenheit, der ich entflohen bin, wieder einholt.»

Seit sechs Jahren lebt sie in Berlin, spricht so gut Deutsch, als wäre das immer schon ihre Muttersprache gewesen. Berlin, schwärmt sie, sei für sie ideal, weil hier jeder irgendwie ohne Wurzeln sei: «Es gibt keine festgefahrenen Strukturen, die man durchbrechen muss, um dazuzugehören.» Und der Antisemitismus? «Klar gibt es den. Aber für jedes negative Erlebnis habe ich deren zehn mit einer solidarisches Erfahrung.»

Derzeit arbeitet sie an einem Roman über eine moderne Prophetin, die alte Strukturen in ihrer ultraorthodoxen Gemeinde aufbrechen und einem neuen Denken zum Durchbruch verhelfen will. Die Hauptfigur könnte ihre Doppelgängerin sein. «Die kämpferische Richterin Debora aus der Bibel», sagt sie einmal fast beiläufig im Verlauf des Gesprächs, «trägt ja denselben Namen wie ich.»



Deborah Feldman:
Unorthodox.
BTB. 400 S., Fr. 15.90

Personenkontrolle

Glättli, Portmann, Regazzi, Bellaïche, Grüter, Maire, Mundt, Obama, von der Leyen, Johnson

Balthasar Glättli, Skeptiker, ist neuer Präsident der Grünen. Wegen der Corona-Einschränkungen für Grossveranstaltungen wurde der Zürcher an einer digitalen Delegiertenversammlung gewählt. Womit Glättli schon mal von seinen persönlichen Glaubenssätzen abwich. Der Grünen-Chef bekämpft seit Jahren das elektronische Wählen: «Lange Zeit war ich ein E-Voting-Skeptiker. Je intensiver ich mich mit dem Thema befasst habe, desto mehr bin ich vom Skeptiker zum Gegner geworden.» Nun ist der E-Voting-Gegner zum ersten E-Voting-Parteipräsidenten der Schweiz geworden. (kep)

Hans-Peter Portmann, Diskriminierter, hat den Parlaments- und Frauenkoller. «Diesen linken Kindergarten habe ich langsam satt! Drei Wochen mussten wir uns anhören, wie die Frauen von den Männern geplagt und während der Corona-Krise benachteiligt wurden. Ihre Voten beginnen jeweils mit ... <Liebe Männer, aber noch mehr liebe Frauen>», twitterte der Zürcher Freisinnige zum Schluss einer dringlichen Debatte zur Gleichstellung, die der Nationalrat am Ende der Sommersession geführt hatte, entnervt. Doch Portmann blickt düsteren Zeiten entgegen, war es doch erst die dritte von sechzehn ordentlichen Sessionsen der weiblich-links geprägten Grossen Kammer. Frauenlob und Männer-Bashing dürften weitergehen. (fon)

Fabio Regazzi, Rufer in der Oase, stellte im Nationalrat den Antrag, keine zusätzlichen Sitzungstage im Oktober einzuplanen. «Wir sind ein Milizparlament», so der Tessiner CVP-Politiker, «die meisten von uns gehen einer beruflichen Tätigkeit nach», und für viele in diesem Saal – und dazu gehöre auch er – sei es nicht ohne weiteres möglich, zusätzliche Sitzungstage einzuschieben. Eine satte Mehrheit von 98 zu 83 bei zehn Enthaltungen sah das anders: SP und Grüne stimmten mit 65 zu 1 für zusätzliche Sitzungstage (und damit Tagelder). Von den sich wirtschaftsnahe gebenden Grünliberalen war nur gerade die Zürcher Nationalrätin **Judith Bellaïche** für weniger Sitzungstage, vierzehn dafür. Selbst in Regazzis Mitte-Fraktion versteht sich ein Drittel nicht als Milizparlamentarier und verweigerte die Unterstützung auf Streichung der Sonder-session. (kep)



Glaubenssatz: Grünen-Präsident Glättli.



«Linker Kindergarten»: FDP-Nationalrat Portmann.



Falsch verstanden: SVP-Nationalrat Grüter.

Franz Grüter, Pragmatiker, liess seinem Ärger freien Lauf, als publik wurde, dass zwei Halbwüchsige mit dem Verkauf von Gesichtsmasken an den Staat innerhalb weniger Wochen einen zweistelligen Millionenbetrag erwirtschaftet hatten. Es dürfe nicht sein, dass sich Jugendliche an einer Notlage bereicherten, erklärte der SVP-Nationalrat (LU) gegenüber der *Sonntagszeitung* und forderte eine Untersuchung der Geschäfte mit der Armeepothek. Als später bekannt wurde, dass die beiden erfolgreichen Kapitalismus-Lehrlinge in den Reihen der Jungen SVP politisieren, präzisierte Grüter: Seine Kritik habe sich nie gegen die «schlaueren Geschäftsleute» gerichtet, denen er vielmehr gratuliere, sondern gegen die Einkäufer der Armee. Er sei zwar richtig zitiert, aber offenbar falsch verstanden worden, erklärte Grüter auf Anfrage. Wir verstehen das. Schliesslich steigerte auch seine



«Milizparlament»: CVP-Nationalrat Regazzi.



Grosser Partner: EU-Politikerin von der Leyen.

Internet-Firma Green Datacenter AG während des Shutdowns ihren Umsatz um satte 30 Prozent. (axb)

Jacques-André Maire, Hygienefachmann, erleichtert den Frauen das Leben, zumindest in finanzieller Hinsicht. Der frühere Neuenburger SP-Nationalrat hatte im Parlament gefordert, dass Damenhygieneartikel wie Tampons und Binden als lebensnotwendige Güter gelten und künftig dem reduzierten Mehrwertsteuersatz von 2,5 Prozent unterstellt werden. Es sei überfällig, der Ungleichbehandlung von Männern und Frauen bezüglich der Lebenskosten ein Ende zu machen. Der Bundesrat will Maires Vorstoss nun umsetzen und die «Blutsteuer» senken. Für die Landesregierung spielt es offenbar keine Rolle, dass damit neue Ungleichheiten entstehen und sich nun beispielsweise die Männer wegen ihrer zum Nor-

maltarif besteuerten Rasierer beklagen könnten. Klar ist: Vom einstigen Ziel einer radikalen Vereinfachung der Mehrwertsteuer entfernt sich die Schweiz immer weiter. (fon)

Martin Rücker, Problemarzt, hat einmal zu oft die Regeln gebogen. Der aus Deutschland stammende Chefarzt der Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie am Universitätsspital Zürich verlässt seinen Posten. Der offiziell freiwilligen Demission vorangegangen waren eine wüste Affäre um die Umleitung von Spitalpatienten in die eigene Privatpraxis und mutmassliche Manipulationen bei der Ausbildung von Fachärzten. Bereits bei Rückers Berufung Ende 2013 hatte die *Weltwoche* auf Unregelmässigkeiten im Zusammenhang mit einem PhD-Titel hingewiesen, den Rückers bei Vorträgen und in wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu Unrecht führen liess. Damals mauerte das Unispital, und der Problemdoktor liess sich zitieren: «Da ich mir die Publikationen nach ihrem Erscheinen nicht regelmässig noch einmal ansehe, war mir der Fehler nicht bewusst.» (fsc)

Christian Mundt, Kandidat, versetzt den Kanton Schaffhausen in Wallung. Der Finanzchef der kantonalen FDP liess grossflächig den Wahlspruch «Goldrichtig für Schaffhausen: Stopp der Steuerhölle, Stopp den Sesselknebeln, Stopp dem Filz» plakatieren. Was auf dem Sujet fehlt, ist die Information, dass Mundt, der früher als Bundeshausjournalist für die *Basler Zeitung* und die *Weltwoche* arbeitete, bei der Kantonsratswahl am 27. September antritt. Dementsprechend wenig amüsiert sind einige amtierende FDP-Magistrate, die sich schon am 30. August zur Wiederwahl in die Regierung stellen. Gegenüber der *Weltwoche* stellt der 32-jährige Jungpolitiker unmissverständlich klar: «Ich kandidiere nur für den Kantonsrat!» (fsc)

Barack Obama, Fürsprecher der Armen, hat sich ein Ferienhäuschen auf der schicken Milliardeninsel Martha's Vineyard gekauft: zwölf Hektar Grund, 650 Quadratmeter Wohnfläche, sieben Schlafzimmer, neun Bäder. Ein Schnäppchen war die Datscha oben drein: 11,75 Millionen Dollar. Anfang des Jahres waren es noch drei Millionen mehr. Bestätigen wollte ein Sprecher den von Maklern bekanntgegebenen Kauf nicht. Passt schlecht in ein Wahljahr. (ky)

Ursula von der Leyen, zierliche Repräsentantin, hat einen neuen, grossen und stattlichen Partner. Die EU-Kommissionspräsidentin wird gemeinsam mit dem amerikanischen Actionfilmstar **Dwayne Johnson** eine Corona-Gala eröffnen. Bleibt zu hoffen, dass «The Rock» die kleine Uschi nicht übersieht. Er ist 1,96 Meter gross, sie gerade mal 1,61. (ky)

Nachruf



Wärmende Sonne: Schriftsteller Zafón.

Carlos Ruiz Zafón (1964–2020) — Dass die Welt jemals so war, wie Carlos Ruiz Zafón sie in seinen Romanen beschrieb, ist schwer zu glauben. Dass moderne Menschen ausschliesslich miteinander und nicht mit dem Internet kommunizierten, dass alte Häuser nicht als einsturzgefährdet, sondern als geheimnisvoll angesehen und ein unerwarteter Kuss als Liebeserklärung und nicht als Belästigung verstanden wurde. Vielleicht war es in den frühen Siebzigern so, vielleicht in den Neunzigern, vielleicht war Zafóns Vorstellung aber schon damals bloss Fantasie – schwierig, so etwas als Millennial zu beurteilen. Ohnehin ist es schwer, einen Menschen lediglich anhand seiner Bücher einzu-

schätzen. Aber für alle, die sich in Zafóns Romanen verloren, sind sie neben den paar sterilen biografischen Daten, die letzte Woche in jedem Nachruf zu lesen waren, eben alles, was bleibt. Denn wenn es heisst, er sei 1964 in Barcelona geboren, in den Neunzigern dann nach Los Angeles gezogen, wo er als Drehbuchautor und bald schon hauptberuflich als Schriftsteller arbeitete und lebte – was soll man damit dann anfangen? Auf wie vielen Bestsellerlisten seine Bücher standen, in wie viele Sprachen sie übersetzt wurden, welche internationalen Zeitungen ihn lobten und welche ihn verrissen, all das interessiert einen als Leser nicht.

Zumindest erging es mir so. Ich las Zafón, wenn mir die Welt da draussen scheusslich unterkühlt vorkam, wenn es hiess, ich solle mich zusammenreissen und dass die Dinge so seien, wie sie nun mal seien. In Zafóns Romanen ist das nie der Fall, die Dinge sind immer anders, als sie erscheinen. Wenn Menschen darin einander etwas bedeuteten, sind sie nicht zu stolz oder zu erwachsen, das auszusprechen, und wenn sie sterben, gehen sie nicht einfach im nihilistischen Vakuum des Alls verloren, sondern bleiben lebendig. Manchmal als Seelen, manchmal bloss als Erinnerungen.

Im Zentrum von Zafóns Büchern, auch in seinem bekanntesten Werk «Der Schatten des Windes», steht meist Barcelona, eine zwischenmenschliche Oase unter einer konstant wärmenden Sonne. Kein Kitsch, aber eben ein Ort, den es so wohl nie gab und den Zafón deshalb erst erschaffen musste.

Anton Beck

DIE  WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Mit Bildern und Illustrationen



Verfall eines Mythos

Von Erik Ebnetter — Beliebteste Marke, grösste Arbeitgeberin, eine Million Kunden täglich: Die Migros ist ein Monument der Schweizer Wirtschaft. Nun wackelt der Riese in orange. Was ist los bei der Genossenschaft, die mehr sein will als ein gewöhnliches Unternehmen?

Selten erlebte die Migros so turbulente Tage wie in diesem Juni 2020. Erst nahm sie nach Kritik einer anonymen Twitter-Nutzerin den Dubler-Mohrenkopf aus dem Regal, was zu einer grossen Debatte über Rassismus führte. Dann wurde bekannt, dass sie 60 000 Tragtaschen mit einer nackten Frau als Sujet hat einstampfen lassen, was eine kleine Debatte über Sexismus provozierte. Plötzlich erschien die fast unerschütterliche Migros («oranger Riese») wie ein Koloss auf tönernen Füßen.

Immerhin hatte die ganze Aufregung für das bald hundert Jahre alte Unternehmen auch ihr Gutes. So verschwand einer der grössten Skandale seiner Geschichte in der relativen Anonymität der Wirtschaftsnachrichten. Am 10. Juni hatte die Staatsanwaltschaft Neuenburg mitgeteilt, dass eine Migros-Urabstimmung hochprofessionell gefälscht worden sei. 28 000 von 50 000 Wahlzetteln seien ungültig. Die Ermittlungen liefen.

Die Meldung aus Neuenburg trifft die Migros zu einem denkbar schlechten Zeitpunkt. Erzrivale Coop liegt beim Inlandumsatz nur noch hauchdünn zurück. In der Corona-Krise, so ist zu hören, sei der Vorsprung nochmals geschrumpft. Das sorgt in der «umsatzfixierten Migros» (*Handelszeitung*) für grosse Unruhe. Ein früherer Kadermann, der noch immer gut über interne Vorgänge informiert ist, spricht von «Psychostress» am Zürcher Limmatplatz, wo die Migros ihren Hauptsitz hat.

Blickt man von aussen auf dieses Monument der Schweizer Wirtschaft, kann man sich über dessen Wankelmut nur wundern. Die Migros belegt im Reputationsranking des Marktforschungsinstituts GfK seit Jahren den ersten Platz unter den Schweizer Unternehmen. Sie ist die grösste private Arbeitgeberin des Landes und zählt laut Umfragen auch zu den attraktivsten. Auf Kaderstufe liegt der Frauenanteil bei relativ hohen 30 Prozent, insgesamt sogar bei 60 Prozent. Täglich kauft eine Million Kunden bei der Migros ein. Wo liegt das Problem?

Sogar Insidern fehlt der Überblick

Viele Beobachter erklären die Mühen der Migros mit ihrer verschachtelten Organisation. Macht und Verantwortung verteilen sich auf so viele Gremien und Köpfe, dass manchmal sogar Insidern der Überblick fehlt. Der ehemalige Verwaltungspräsident Andrea Broggin, ein Anwalt aus dem Tessin, der im Sommer 2019 zurücktrat, sagte einmal, er habe

nach seiner Wahl ein Jahr gebraucht, bis er verstanden habe, wie die Migros funktioniert.

Am anschaulichsten ist der Vergleich mit der Schweiz. Die Migros hat zwei Millionen Genossenschafter. Das sind ihre Bürger, organisiert in zehn regionalen Genossenschaften mit grosser Autonomie. Die Genossenschaften, also die Kantone im Migros-Land, besitzen den Migros-Genossenschafts-Bund (MGB), dem die Markenrechte und die meisten Betriebe gehören. Geführt wird der MGB von der siebenköpfigen Generaldirektion (Bundesrat), der von zwei Gremien kontrolliert wird: der Verwaltung mit 23 Mitgliedern (Ständerat) und der Delegiertenversammlung mit 111 Mitgliedern (Nationalrat). Die Einhaltung der Regeln überwacht die Gottlieb-und-Adele-Duttweiler-Stiftung (Bundesgericht), benannt nach dem Migros-Gründer und dessen Frau.

Man kann den Vergleich, der im Detail schief sein mag, weitertreiben. In den regionalen Genossenschaften wiederholt sich das Organisationsprinzip des Genossenschaftsbundes: Es gibt Regierungsräte (Geschäftsleitungen) und Kantonsräte (Verwaltungen, Genossenschaftsräte). Die Genossenschafter beurteilen deren Arbeit in Urabstimmungen, ähnlich wie es die Schweizer Bürger mit ihren Vertretern tun. Und noch eine Gemeinsamkeit fällt auf: In den Migros-Gremien reden wie in den Schweizer Parlamenten auch Milizler mit.

Sogar die strittigen Themen ähneln sich: Mindestens so lange wie die Schweiz über eine Staatsleitungsreform diskutiert, wird in der Migros über eine Reorganisation nachgedacht. Dass auch eine alte, behäbige Genossenschaft dazu fähig ist, bewies Coop: Die ewige Konkurrentin vereinigte 2001 ihre vierzehn regionalen Einheiten zu einem Unternehmen. Die Migros hatte zwar vorher schon aus dreizehn Genossenschaften deren zehn gemacht. Dabei ist es aber bis heute geblieben.

Die Bilanz ist eindeutig: Coop überholte die Migros schon vor zehn Jahren beim Gesamtumsatz und ist immer noch dynamischer unterwegs. Auch Anton Gäumann, seit 1986 für die Migros tätig und heute Chef der grossen Aare-Genossenschaft, sagte kürzlich, die Migros wäre effizienter, wenn es nur noch eine Genossenschaft gäbe. Gäumann gehört zu den sogenannten Regionalfürsten, die ihre Macht für gewöhnlich selbstbewusst verteidigen. Liegt das Heil also in der Zentralisierung?

Es gibt Argumente dafür und dagegen. Manche sagen, die Digitalisierung habe das Tempo

in der Geschäftswelt so beschleunigt, dass Entschiede immer schneller gefällt werden müssten. Das sei nur bei straffer Führung möglich. Andere finden, die Migros sei wie geschaffen, um Geschäftsmodelle auch für das Internet zu entwickeln. Bei so vielen quasi unabhängigen Einheiten sei es einfacher, einen Wettbewerb der Ideen in Gang zu setzen.

Politische und gesellschaftliche Kraft

Solch betriebswirtschaftliche Fragen lassen einen wichtigen Aspekt aussen vor: Die Migros war ihrem Selbstverständnis nach immer mehr als ein Unternehmen. «Das Allgemeininteresse muss höhergestellt werden als das Migros-Genossenschafts-Interesse», schrieb Duttweiler. «Wir müssen wachsender eigener materieller Macht stets noch grössere soziale und kulturelle Leistungen zur Seite stellen.» Seit 1925, dem Jahr ihrer Gründung, ist die



Führungsvakuum, Konzeptlosigkeit,

Migros auch eine politische und gesellschaftliche Kraft. Früher unterhielt sie sogar eine Partei und eine Tageszeitung.

Altgediente Kader beklagen, dieser Migros-Spirit habe nachgelassen. Duttweilers Lehren seien in den Hintergrund gerückt. Als Sachwalterin des geistigen Erbes sollte eigentlich die Duttweiler-Stiftung wirken. Zu den früheren Präsidenten zählten Duttweiler selber, später dessen Frau, dann auch ehemalige Generaldirektionspräsidenten wie Pierre Arnold und Jules Kyburz, die in der Öffentlichkeit als Migros-Männer bekannt waren. Neuerdings amtiert der relativ unbekannt David Bosshart als Stiftungspräsident, ein promovierter Philosoph, der in Rüschlikon das Gottlieb-Duttweiler-Institut (GDI) leitet.

Obwohl er über eine lange Publikationsliste verfügt, hat Bosshart kaum über Duttweiler geschrieben. Die Themen, die ihn umtreiben, sind eher globaler Natur. Sein Lebenslauf trägt die Überschrift: «Mehr als 2100 Auftritte in rund 40 Nationen vor über 345 000 Menschen». Als GDI-Präsident verlieh er Preise an den früheren deutschen Aussenminister Joschka Fischer und den ehemaligen Uno-Generalsekretär Kofi Annan. Auch zu seinen Konferenzen in Rüsch-

likon lädt er viel internationale Prominenz. In der bodenständigen Migros wirkt der intellektuelle Weltreisende wie ein Fremdkörper. «Der bewegt sich halt über der Nebelgrenze», kommentiert ein Ex-Kader sarkastisch.

Der Vorwurf ist hier und dort zu hören: dass Migros-Funktionäre ihre Ämter dazu nutzen würden, die eigene Karriere zu befördern. Unter besonderer Beobachtung steht Damien Piller, der noch bis Ende Juni die Verwaltung der Migros Neuenburg-Freiburg präsidiert. Er, ein Anwalt und Unternehmer, soll die Migros um 1,7 Millionen Franken geprellt haben – was er bestreitet. Die Migros hat Klage eingereicht, Piller antwortete mit einer Gegenklage. Die jüngste Eskalation: die gefälschte Urabstimmung. Die ungültigen Wahlzettel hatten das Ergebnis zu Pillers Gunsten gekehrt. Er selber will damit nichts zu tun haben.

Es geht auch weniger spektakulär. Von Filz ist die Rede, wie in der Politik. Die Migros gebe sich gegen aussen als Genossenschaftsdemokratie, während im Innern «langjährige Seilschaften» (*Sonntagszeitung*) ihre Macht sicherten. Ein Name, der in diesem Zusammenhang fällt: Christian Biland. Als Stiftungsmitglied müsste dieser gewährleisten,

dass Duttweilers Ideen fortleben. Dazu gehört die Stärkung der Genossenschaftsräte als Gegengewicht zu den Verwaltungen und Direktionen. Tatsächlich ist Biland selber Verwaltungsmitglied der Migros Zürich sowie Vizepräsident der MGB-Tochter Denner, nachdem er zuvor jahrzehntelang operativ für die Migros tätig gewesen war.

«Netter Kerl»

Beobachter erklären dieses Treiben auch mit der Person von Fabrice Zumbrunnen, dem Präsidenten der MGB-Generaldirektion. Als solcher ist er das Gesicht der Migros nach aussen. Zumbrunnen, der Soziologie studierte und ein Liebhaber klassischer Musik ist, wird als «netter Kerl» beschrieben (*NZZ am Sonntag*). Seine Wochenenden verbringt er in La Chaux-de-Fonds bei der Familie. In der Öffentlichkeit ist er, anders als sein Vorgänger Herbert Bolliger, kaum präsent.

Obwohl MGB-Chefs weniger Macht haben als gewöhnliche CEOs von Aktiengesellschaften, können sie die Migros prägen, wie Pierre Arnold oder Jules Kyburz zeigten. Auch Bolligers Wort habe grosses Gewicht gehabt, heisst es. Zumbrunnen sei zurückhaltender. Das mag mit seinem Naturell zu tun haben, aber auch mit seinem Karriereweg. Er verbrachte viele Jahre in der Migros Neuenburg-Freiburg und gilt als Ziehsohn von Damien Piller. Zwar hat er sich inzwischen von ihm distanziert, trotzdem dürfte das Image seine Position schwächen. Skeptiker meinen, er habe kaum die Kraft, die Ämterkumulationen machtbewusster Migros-Kader zu bekämpfen.

Hinzu kämen personelle Fehlentscheide. Monica Glisenti, die langjährige MGB-Kommunikationschefin, verliess die Migros kurz nach Zumbrunnens Amtsantritt per sofort. Was ihre Erfahrung wert sei, habe die Debatte über die Dubler-Mohrenköpfe gezeigt. Diese wurden nur in zwei Filialen der Genossenschaft Zürich verkauft. Gleichzeitig führt die Migros Basel immer noch Richterich-Mohrenköpfe in ihrem Sortiment. «Auch wenn der MGB den regionalen Genossenschaften keine Vorschriften machen kann, hätte Glisenti das Telefon in die Hand genommen und eine einheitliche Krisenkommunikation organisiert, mit dem Segen von Bolliger», sagt ein Insider. Dieser Gestaltungswille fehle heute.

Führungsvakuum, Konzeptlosigkeit, Hinterzimmerpolitik – die jüngsten Ereignisse haben die Probleme der Migros schonungslos offengelegt. Der Mythos verfällt. Das schweizerischste aller schweizerischen Unternehmen präsentiert sich inzwischen fast schon wie ein normaler Wirtschaftskonzern. «Allezeit und überall unbehinderter Zutritt dem Licht der Öffentlichkeit», so umschrieb Duttweiler einst ein Erfolgsprinzip der Migros. Seine Erben zeigen wenig Interesse, diesem hehren Anspruch nachzuleben.



Hinterzimmerpolitik.

Widmer-Schlumpfisierung von Keller-Sutter

Von Christoph Mörgeli

Das alte Märchen wird bis heute als Tatsachenbericht erzählt: Die St. Galler Bundesrätin Karin Keller-Sutter sei eine Rechtsfreisinnige. Eine bürgerliche Hardlinerin. Ein «Blocher im Jupe». Ein Fels in der Brandung gegen die linke Flut. Bekanntlich sei sie eine tüchtige Gewerbler-Tochter und stamme aus Wil – genau wie Lukas Reimann. Und dieser amte schliesslich als Präsident der Aktion für eine unabhängige Schweiz (Auns).

Eingeweihte wissen es besser. Als Regierungspräsidentin hat Karin Keller-Sutter auf Wunsch einer SP-Politikerin in ein Asylverfahren eingegriffen und gegen eine rechtskräftige Wegweisung interveniert. Als Ständeratskandidatin im Kanton St. Gallen paktierte sie mit dem SP-Linksauten und Gewerkschaftspräsidenten Paul Rechsteiner, um SVP-Mitbewerber Toni Brunner auszubremsen. Mit Rechsteiner spannte sie auch im Ständerat zusammen, um den schauerlichen AHV/Steuer-Deal zu schnüren.

Karin Keller-Sutter gehörte mit den Linken und der Mitte zu den treibenden Kräften der Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Zu Beginn des Corona-Sonderrechts verkündete die Justizministerin vollmundig, man werde keine Asylanträge behandeln – worauf im April trotz Grenzschliessung 332 Asylanträge eingingen. Das EU-Rahmenabkommen behandelt sie als eigentliches persönliches Prestigeprojekt. Und sie hintertreibt mit allen gang- und ungangbaren Mitteln die Begrenzungsinitiative. Denn sie weiss: Wenn die Begrenzungsinitiative 40 Prozent Ja-Stimmen oder mehr erreicht, erhält der Rahmenvertrag niemals eine Volksmehrheit.

Die SVP-Fraktion im Bundeshaus hat mittlerweile gemerkt, woher der Wind weht. Sie verweigerte Karin Keller-Sutter im Dezember die Wiederwahl und bescherte ihr das schlechteste Ergebnis. Sie wird sich künftig noch konsequenter in Richtung links ausrichten. Noch mehr mit der SP mauscheln. Noch öfter an der Seite von Gewerkschaftern auftreten.

Die Justizministerin wird zur neuen Eveline Widmer-Schlumpf. Diese sagte, bevor sie sich 2007 in den Bundesrat wählen liess: «Das kommt für mich nicht in Frage.» Keller-Sutter sagte, bevor sie sich 2018 in den Bundesrat wählen liess: «Ich habe diese Erfahrung einmal gemacht. Ich will eine solche Erfahrung kein zweites Mal machen.» Doch Lügen sind in der Politik oft erfolgreich. Weil die Belogenen sie so gerne glauben.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Was ist mit der Migros los?

Von Peter Bodenmann — Die Migros produziert jedes Jahr 6 Millionen Osterhasen. Grosse und kleine. Schwarze, braune und weisse.



«Warum nicht Chocolat-Köpfe der Bundesräte machen? Mit entsprechendem Inhalt.»

Das Recycling von Plastikabfall in der Schweiz ist so sinnvoll wie das Sammeln von *Kaffeerahmdeckeli*, um mit diesen Alu-Hüte für die Gegnerinnen und Gegner der 5G-Netze herzustellen. Warum? Die Schweiz ist das Land der Kehrichtverbrennungsanlagen. Diese verbrennen den Abfall immer effizienter. Und nutzen dessen Wärme vorab im Winter. Etwas Plastikabfall ist ihr idealer Brennstoff.

Das Sammeln von Plastikabfall ist, weil die Schweiz ihren Kehricht nicht auf Deponien entsorgt, ökologisch ein Placebo. Nur ohne positive Wirkungen.

In vielen Gemeinden verdienen jene, die Abfallsammelstellen betreiben, etwas Geld damit. Und jetzt will die Migros, um sich ein grünes Mäntelchen umzulegen, diesen kleinen Abfall-Unternehmern mit eigenen Sammelstellen an den Kragen. Irgendwie verliert der orange Riese gleichzeitig den politischen, ökonomischen und den ökologischen Sachverstand. Wie lange dauert es, bis der erste SVP-Nationalrat diese politische Marktlücke entdeckt?

Ein unermüdlicher Leserbriefschreiber hat meinen Vorschlag, Eringer-Köpfe statt Mohrenköpfe, weitergedacht: «Warum nicht Chocolat-Köpfe der Bundesräte machen? Mit entsprechendem Inhalt. Der Fantasie wären da keine Grenzen gesetzt.» Ja, warum nicht? Der Stand der Produktivkräfte und deren Auslastung entscheiden mit über die Zukunft von Unterneh-

men und Staaten. Und hier verfügt die Migros über viel Luft nach oben. Während vier bis fünf Monaten pro Jahr produziert die Migros im Durchschnitt dank Drei-Schicht-Betrieb 6 Millionen beste Frey-Schoggi-Osterhasen. Somit alle zwei Sekunden einen. Und verpackt diese in Alufolien und *Plastikseckli*. So, so.

Mit den Osterhasen-Maschinen könnte man dank effizienten Schockfrosten problemlos Köpfe von Eringer-Kühen, Bundesräten und selbst von Alt-Bundesrätinnen produzieren. Hergestellt mit Max-Havelaar-Schokolade. Und die vorerst noch hohlen Schoggi-Köpfe mit feinstem Schweizer Bio-Schlagrahm füllen. Denn: Migros und Coop haben bei allen Bio-Produkten, die sie verkaufen, überdurchschnittliche Margen. Die Geprellten sollen – wenn wir dem «Kassensturz» glauben wollen – die Bio-Bauern sein.

Und statt teure Umfragen zu machen, könnte die Migros neu in ihrer viel zu dicken Zeitung, die mit ihrer Millionenaufgabe die Umwelt belastet, jeweils die Top-Ten-Liste der beliebtesten Schoggi-Politikerinnen und Politiker publizieren. Und alle, wirklich alle Parteisektionen von rechts bis links wüssten endlich, was sie ihren Mitgliedern schenken können.

Stattdessen will die Migros Lindt- & Sprüngli-Kugeln ins Angebot nehmen. Auch das noch.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Lob der Strukturhaltung

Von Kurt W. Zimmermann — Der Staat fördert die Presse neu mit 150 Millionen. Online-Medien bekommen nichts. Beides ist richtig.

Mitunter muss man sich ins Unausweichliche fügen. Also fügen wir uns ins Unausweichliche. In den Medien ist das der Staat.

Der Staat subventioniert künftig die private Presse mit insgesamt 150 Millionen Franken im Jahr. Das ist, Corona sei Dank, etwa doppelt so viel wie bisher. Letzte Woche hat der Ständerat dazu die öffentliche Hand geöffnet.

Seitdem bläst die Medienbranche zur Millionen-Jagd. Wer ergattert wie viel?

Um das festzulegen, gibt es ein Grundprinzip. Entscheidend für staatliche Gelder ist das Kriterium, ob ein Medienangebot demokratierelevant ist. Demokratierelevanz heisst, dass die Redaktion ihr Publikum mit allen wichtigen politischen Informationen des Landes und der jeweiligen Region beliefert. Die Redaktionen sorgen so dafür, dass passive Leser zu aktiven Stimmbürgern werden können.

Am besten leisten diese Aufgabe immer noch die Tageszeitungen, von der *Aargauer Zeitung* über die *Südschweiz* bis zum *Zürcher Unterländer*. Niemand sonst informiert derart umfassend über die Debatten von Bund bis Gemeinde. Es ist darum unbestritten, dass klassische Tageszeitungen die Ersten sind, die von staatlichen Zuschüssen profitieren sollen, primär über verbilligte Zustellkosten.

Dasselbe gilt für Wochentitel, die nicht auf Unterhaltung, sondern auf Information setzen. Darunter fallen die vier Sonntagszeitungen und die paar wenigen politischen Wochenblätter wie der *Beobachter*, die *Weltwoche* und die *Wochenzeitung*. Sie sind wichtige Meinungsbildner und darum förderungswürdig.

Komplexer ist die Lage im Gratismarkt. Die wichtigste Gattung sind hier die regionalen Anzeiger, vom *Anzeiger Aarberg* über den *Murtenbieter* bis zur *Zuger Presse*. Sie sind unentbehrlich im lokalen Journalismus. Doch der grösste Verleger in diesem Segment ist dummerweise Christoph Blocher. Um ihn auszubremsen, lehnte das Parlament eine Hilfe für diese Branche ab. Dadurch wurden viele tapfere Kleinverleger zu Unrecht mit bestraft.

Einfacher ist es im Online-Geschäft. Hier braucht es keine Staatsgelder. Die führenden News-Plattformen wie *NZZ.ch*, *20 Minuten.ch*, *Blick.ch*, *Tages-Anzeiger.ch* und *Watson* kommen alle aus den vier grossen Medienkonzernen des Landes. Es ist kaum einzusehen, warum sie ein zweites Mal Subventionen bekommen sollten, wenn sie schon für ihre parallelen Presseprodukte einkassieren.



Komplexe Lage:
Verleger Blocher.

Neben den Grossverlagen gibt es im Online-Journalismus keine Angebote, die demokratierelevant sind. Überall gibt es zwar regionale Portale mit Namen wie *Tsüri*, *Bajour*, *Republik* oder *Zentralplus*. Sie sind keine echten Informationsmedien. Die Auswahl ihrer wenigen Themen ist oft sehr alternativ, und sie liefern auch keine lückenlose politische Berichterstattung. Staatliche Gelder, so sah es auch der Ständerat, sind darum hier unnötig. Weil fast alle diese Portale ideologisch rötlich leuchten, könnte der links-grüne Nationalrat das allerdings noch korrigieren.

Noch gar nichts gezeigt

Mehr Geld für die Presse, kein Geld für Online. Das ist klassische Strukturhaltung. Es ist, wie bei Opernhaus und SBB, die öffentliche Mitfinanzierung von Betrieben, die gesellschaftlich unverzichtbar sind.

Das Wort Strukturhaltung hat oft keinen guten Klang. Mit Bezug auf die Presse ist das nicht angezeigt. Unsere Zeitungen haben seit zweihundert Jahren einen formidablen Job für die Meinungsbildung in diesem Land abgeliefert. Das ist erhaltenswert. Online-Medien haben im Vergleich noch gar nichts gezeigt.

Die Presse kann darum etwas die Hand aufhalten. Schämen muss sie sich nicht.

Fliegende Steine

Von Henryk M. Broder — Wie neutral soll Journalismus sein?

In den Redaktionsstuben deutscher Medien findet derzeit ein «Kulturkampf» statt. Es geht um die Frage, ob Journalisten «neutral» berichten oder «Haltung» zeigen und Partei ergreifen sollen, zugunsten der Armen und Benachteiligten der Gesellschaft. Eine der Fragen, die gestellt werden, lautet: «Ist Neutralität ein journalistisches Auslaufmodell?»



Was mich betrifft, so habe ich nie versucht, «neutral» zu sein. Ich glaube auch nicht, dass es eine journalistische Neutralität geben kann. Fakten und Meinungen lassen sich nicht so einfach trennen wie Eigelb vom Eiweiss. Immer öfter kommt es auf die Wortwahl an. Flüchtlinge, Geflüchtete, Migranten, Zuwanderer, Schutzsuchende, diejenigen, die schon länger hier leben, und diejenigen, die erst vor kurzem dazugekommen sind, Menschen mit und ohne Migrationshintergrund. Im Unterholz der politischen Korrektheit liegen viele Fallen aus.

Nehmen wir ein frisches Beispiel. In der Nacht von letztem Samstag auf Sonntag, kam es in der Stuttgarter Innenstadt zu Ausschreitungen, wie sie die Stadt bis dato nicht erlebt hatte. «Dutzende Kleingruppen lieferten sich Strassenschlachten mit der Polizei», «Es flogen Pflastersteine auf vorbeifahrende Polizeiautos, Schaufenster wurden eingeschlagen und Geschäfte geplündert», berichteten die Agenturen.

Da Pflastersteine von Natur aus nicht fliegen können, hätte ich gerne gewusst, wer sie geworfen und anschliessend Geschäfte geplündert hatte. Diese Information wurde mir vorenthalten. Sieht so neutraler Journalismus aus? Dafür gab der grüne Oberbürgermeister (OB) bekannt, er sei «schockiert von dem Ausbruch an Gewalt, von den Angriffen auf die Polizei und den Zerstörungen in unserer Stadt», als wären plötzlich Aliens in Stuttgart gelandet. Es dürfe, fügte der OB hinzu, «keine rechtsfreien Räume in Stuttgart geben». Die gibt es aber, nicht nur in Stuttgart, sondern in allen deutschen Grossstädten, und der Stuttgarter OB ist nicht der einzige Regent, der es noch nicht bemerkt hat. Das kann auch das Ergebnis einer um «Neutralität» bemühten Berichterstattung sein, die mal von «Kleingruppen» und mal von «Grossfamilien» spricht, wenn Steine fliegen und Geschäfte geplündert werden, weil sie einem «Generalverdacht» nicht das Wort reden will. Und dennoch weiss jeder, wer gemeint ist.



Thiel

5G

Von *Andreas Thiel*

Laie: Besteht wirklich ein Zusammenhang zwischen 5G und der Corona-Epidemie?

Fachmann: Höchstens indirekt.

Laie: Haben 5G-Antennen denn eine gesundheitsschädigende Wirkung auf den Menschen?

Fachmann: 5G-Antennen erhöhen beim Menschen nachweislich den Blutdruck.

Laie: Und wer gehört alles zur Risikogruppe?

Fachmann: Alle 5G-Gegner.

Laie: Wieso?

Fachmann: Sie regen sich über 5G-Antennen auf. Das erhöht den Blutdruck, und das wiederum ist schlecht für die Gesundheit.

Laie: Aber für andere Menschen sind 5G-Antennen nicht gefährlich?

Fachmann: Wenn sie jemandem auf den Kopf fallen, ist das für alle sehr gefährlich.

Laie: Ich meine natürlich nicht die Gefährlichkeit der 5G-Antenne an sich, sondern im Speziellen die Gefährlichkeit der 5G-Strahlung.

Fachmann: Man sollte sicher nicht mit einer 5G-Antenne am Ohr telefonieren.

Laie: Wieso nicht?

Fachmann: Die Mikrowellen erhitzen das Gehirn, und es entsteht Wasserdampf, der dann als feuchte Luft durch den Mund entweicht.

Laie: Bis auf welche Distanz beobachten Sie diese Wirkung?

Fachmann: Bei gewissen Menschen wirkt es noch über sehr grosse Distanzen hinweg.

Laie: Welches sind die schwersten Symptome, die 5G verursachen kann?

Fachmann: 5G-Strahlung kann eindeutig die Urteilsfähigkeit mindern.

Laie: Und besteht wirklich ein Zusammenhang zwischen 5G und Corona?

Fachmann: Ein klarer Fall.

Laie: Können Sie das beweisen?

Fachmann: Am 28. Februar installierten wir eine erste 5G-Antenne am Bundeshaus. Kurz darauf verkündete der Bundesrat seine ersten Corona-Massnahmen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Leserbriefe

«Seit einiger Zeit grassiert eine moderne Form von mittelalterlicher Inquisition.» *Ruth Meisser*

Die schlimmsten Rassisten

Nr. 25 – «Jakobiner»;
Editorial von Roger Köppel

Roger Köppel hat in seinem Editorial die Medien, die Moralisten und die schreienden Strassendemonstranten mit den damaligen Jakobinern in Frankreich verglichen. Das fällt jedem TV-Zuschauer und Zeitungleser schon lange auf: Gesellschaftlich Andersdenkende werden lautstark und ehrverletzend ausgegrenzt und angeprangert! Von wem denn? Von denen, die Strassen und Plätze zu Tausenden dazu benützen, uns alle als Rassisten und Unmenschen zu verdammen! Politisch kommt bei uns die wählerstärkste Partei am schlimmsten unter die Räder! Als parteiloser Stimmbürger und Politbeobachter bin ich jedes Mal erstaunt, dass sich gewählte SVP-Politiker und -Politikerinnen nie gegen offene Beleidigungen vor laufender Kamera und angeschaltetem Mikrofon wehren. Die Parteileitung hätte sich schon oft gegen solche lautstarken Verunglimpfungen wehren müssen. Als «Arena»-Zuschauer oder Demo-Beobachter kommt man schnell zum Fazit, dass die modernen Jakobiner die schlimmsten Rassisten in der gegenwärtigen Medienhorrorwelle sind!

Rolf Bolliger, Lyss

Gnadenlos angeprangert

Nr. 25 – «Weissgeschminkter Rassismus»;
Peter Keller über den Mohrenkopf

Seit einiger Zeit grassiert eine moderne Form von mittelalterlicher Inquisition. Dank «sozialer» Medien können moralisch Entrüstete innert weniger Stunden einen vernichtenden Shitstorm gegen Menschen, Organisationen, Firmen oder Konzerne auslösen. Beispiele sind belanglose Tweets von Mirjam Jäger, Mohrenköpfe von Dubler et cetera. Es spielt dabei keine Rolle, wie gross die angeblichen Verfehlungen sind. Es genügt, wenn sie nicht konform sind mit den Wahrnehmungen der selbsternannten moralisch erhabenen Personen, Organisationen oder Gruppierungen. Diese entscheiden nämlich selbstherrlich, wo die Toleranz aufhört und der Rassismus beginnt. Wer nicht spurt, wird gnadenlos angeprangert, herabgewürdigt, verfolgt und existenziell bedroht, wenn nicht gar vernichtet. Da ist man gegen Rassismus – und handelt selber schlimmer als Rassisten gegen Andersdenkende. Da propagiert man Toleranz – und ist selber intolerant gegen jeden Abweichler. Und Firmen wie die Post, die



«In was für einer Welt leben wir eigentlich?»

Migros et cetera kuschen vor diesen erpresserischen Machenschaften und dem Meinungsterror. In was für einer Welt leben wir eigentlich?

Ruth Meisser, Trogen

Wie lange müssen sich Berner noch auf einer Platte servieren lassen, landen Zürcher auf dem Teller, werden Wiener, Frankfurter und Waadtländer verwurstet? Die Verantwortlichen werden aufgefordert, endlich nichtdiskriminierende Namen für diese Produkte zu finden.

Sabina Geissbühler-Strupler, Herrenschanzen

Im Namen von uns Gutmenschen erwarte ich, dass von offizieller Seite sofort der Grabstein von General Norman Schwarzkopf jr. angepasst wird. Nicht nur befreite dieser im zweiten Golfkrieg 1991 mit seinen 680 000 Unterstellten innert kürzester Zeit das vom irakischen Usurpator Saddam Hussein besetzte Emirat Kuwait – er hatte auch etwa den doppelten Intelligenzquotienten unseres Durchschnitts.

Hans Rudolf Wehrli, Remetschwil

Die Internationale Mohrenkopfbrigade fordert, dass die zwei alten weissen Männer des Doppeldenkmals zu Weimar geköpft werden. Schiller für seine rassistischen Worte «Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen» und Goethe wegen seines sexistischen Zweizeilers «Ohne Wein und ohne Weiber, hol' der Teufel unsere Leiber.»

Walter Fischer, Buttwil

Die Lösung heisst Kernkraft

Nr. 25 – «Die Märchen von der allzu teuren Klimapolitik»; Essay von Reto Knutti

Im Artikel werden die CO₂-freie Energieherstellung und die CO₂-freie Mobilität mittels Fotovoltaik, Wind und so weiter in Aussicht gestellt. Man muss nicht Physiker sein, um ausrechnen zu können, dass der Bau der Anlagen extrem viel CO₂ verursacht, bevor auch nur eine Kilowattstunde Energie gewonnen ist. Geben wir uns keiner Selbsttäuschung hin. Der Kauf eines (Luxus-)Elektroautos oder die CO₂-Kompensationen sind klassische Beispiele symbolischer Handlungen, um das Gewissen zu beruhigen. Nur das globale Masshalten beim Konsum und bei der Mobilität könnte einen Fortschritt herbeiführen. Dass beispielsweise während der Corona-Krise rundherum die Fluggesellschaften von den Regierungen finanziell gestützt wurden, lässt jedoch nicht auf ein Einsehen hoffen.

Bruno Schiltknecht, Siebnen

Der Solarschwindel, die noch viel windigere Windenergie und die vollkommen untaugliche Geothermie sollen die Dekarbonisierung bewerkstelligen? Auch wenn sämtliche Einwohner der Schweiz morgen auf den Mars auswandern würden, hätte das keinerlei Einfluss auf das Weltklima.

Rudolf Hellmuth, St. Gallen

Wenn CO₂ das Problem ist, dann ist Kernkraft die Lösung. Solar- und Windenergie verursachen gegenüber der Kernkraftenergie ein Vielfaches an CO₂, und mit den nötigen Speichern, insbesondere für die Nutzung der im Sommer gewonnenen Solarenergie im Winter, wird Solarenergie zur CO₂-Schleuder. Herr Knutti erwähnt die Kernkraft aber mit keinem Wort, obschon er als Leitautor der Berichte des IPCC wissen müsste, dass der IPCC Kernkraft empfiehlt. Der Klimaschutz mag kosten – aber mit Kernkraft ist er preiswert zu machen, und wirksam, im Gegensatz zur Solarenergie. Denn Solar braucht zum Bau mehr Energie, als sie je liefert, und ist eine Energiesenke: Wegen der tiefen Energiedichte, wegen der nötigen Speicher, wegen des nötigen Netzausbaus, wegen der Reduktion des Systemerntefaktors(!). Wer vor CO₂ warnt und eine Lösung will, der ist für Kernkraft.

Laurenz Hüsler, Egg bei Zürich

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ein Mann mit Migrationshintergrund (Sri Lanka) hat jahrelang IV/EL bezogen. Jetzt bezieht er offenbar nur noch Sozialhilfe in der Stadt Bern. Stossend ist, dass er nachweislich zwei Autos auf seinen Namen eingelöst hat, und zwar ein SUV und eine Mercedes-Grossraumlimousine. Zudem geniesst dieser Mann fast jedes Jahr mehrere Wochen Ferien in seiner alten Heimat Sri Lanka. Als Schweizer, der zur Arbeit geht, fühlt man sich doch hintergangen, wenn man solche Fälle von sogenannten Flüchtlingen sieht. Was meinen Sie? B. G., Bern

Man muss genau hinschauen, um Ihre Frage beantworten zu können. Zum Ersten: Ist dieser Mann Staatsangehöriger von Sri Lanka, oder – darauf lässt Ihre Formulierung «mit Migrationshintergrund (Sri Lanka)» schliessen – ein eingebürgerter Schweizer, der aus Sri Lanka stammt? Sollte es sich nicht um einen eingebürgerten Schweizer, sondern um einen Staatsbürger von Sri Lanka handeln, so stellt sich die Situation anders dar als bei einem Schwei-

zer. Doch diese Person hat nach Ihrer Schilderung «jahrelang IV/EL bezogen». Dass er eine IV-Rente bezogen hat, deutet darauf hin, dass er invalid ist oder zumindest war. Denn nur invalide Personen erhalten eine solche IV-Rente. Die Ergänzungsleistung (EL) hat er von der Gemeinde wegen ungenügenden Einkommens beziehungsweise Vermögens erhalten.

Nun, gemäss Ihren Informationen bezieht er beides nicht mehr, dafür aber Sozialhilfe von der Stadt Bern. Gleichzeitig lebt er in Saus und Braus, mit mehreren Wochen Ferien in seiner alten Heimat Sri Lanka und zwei luxuriösen Autos. Dass jemand mit solchem Status eine Sozialhilfe bezieht, ist sehr störend, und zwar gleichgültig, ob es sich um einen Schweizer oder um einen Flüchtling handelt.

Was ist zu tun? Da die Stadt Bern diesem Mann Sozialhilfe gewährt, wäre es wohl richtig, wenn Sie als Einwohner von Bern diesen Sachverhalt an die Exekutive der Stadt Bern richten. Dort gibt es einen Verantwortlichen für Sozialhilfeszahlungen. Wenn man Sie dort nicht anhört, dann bleibt Ihnen die Möglichkeit, einen Lokalpolitiker oder eine Lokalpolitikerin darauf aufmerksam zu machen, damit er oder sie dies über das Gemeindeparlament abklären und allenfalls unterbinden kann.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

«Eine selbstbestimmte
Zukunft beginnt schon
in der Gegenwart.»

Guido Bürgin
Business Manager Sales & Marketing
zum selbstbestimmten Leben

Tyrannie der Toleranten

Treibkraft hinter dem tobenden Bildersturm ist die *woke*-Kultur. Sie versteht sich als Aufstand der Anständigen. In Wirklichkeit atmet sie den Geist rasender Zerstörung. Von Urs Gehrig

New York knickt ein. Theodore Roosevelt wird ins Naturkundemuseum entsorgt. London wackelt. Winston Churchill soll von Westminster verschwinden. Nur Gelsenkirchen steht stramm. Am Samstag wurde mitten in der Ruhrpott-Stadt eine Lenin-Statue feierlich eingeweiht. Ein Anachronismus? Keineswegs. Die Revolution läuft exakt nach dem Drehbuch der neuen Erweckungsbewegung.

Nach dem staatlich verordneten Covid-19-Wachkoma brechen die Konfliktlinien der westlichen Gesellschaft von neuem auf, heftiger und gewalttätiger als je zuvor. Die treibende Kraft hinter den Unruhen und Bilderstürmen, die den Westen im Gefolge der Tötung von George Floyd erschüttern, heisst *woke*. Der Begriff, der im englischsprachigen Raum 2019 vom amerikanischen Institut Global Language Monitor zum «Wort des Jahres» gekürt wurde, ist bei uns noch weitgehend unbekannt. *Woke* wurde ursprünglich als Adjektiv für Menschen verwendet, die gegenüber Ungerechtigkeit sensibel und gegenüber Rassismus wachsam sind.

Sprachforscher haben erste Spurenelemente des Trend-Wortes bei der schwarzen Popsängerin Erykah Badu aufgespürt, die 2008 in ihrem Song «Master Teacher» sang: «Even if yo baby ain't got no money / To support ya baby, you / I stay woke.»

Nach der Erschiessung des Afroamerikaners Michael Brown 2014 in Ferguson, Missouri, tauchte «stay woke» als Protestruf wieder auf und wurde kurz darauf von der Bewegung Black Lives Matter (BLM) aufgenommen. Aus einem Wort, das «Wachsamkeit» signalisierte, wurde ein Wort der Tat. Primäres Ziel sollte es sein, die angeprangerten Missstände zu beheben. Wie die Schwarzen-Bewegung BLM verfolgt die *wokeness*-Kultur eine explizit linksextreme Agenda. «Auf politischer Ebene kämpfe ich für die Umverteilung, sei es von Macht, Reichtum oder Land, um soziale Gerechtigkeit zu erreichen», sagt *woke*-Aktivistin Ash Sarkar, 28, eine britische Journalistin bengalischer Abstammung, die sich selbst als Kommunistin bezeichnet und die «Zerstörung des herrschenden Klassensystems» anstrebt.

Martin Luther King auf den Kopf gestellt

Was bislang als rhetorische Drohkulisse wahrgenommen wurde, erschüttert seit Wochen Amerika und Europa. Das *Wall Street Journal* spricht von einem «jakobinischen Moment», von einem Kultur-Putsch gegen Amerikas Ins-

titutionen. Der radikale Charakter der *woke*-Kultur sei nicht über Nacht entstanden, sagt der konservative britische Autor und Publizist Douglas Murray im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Der unangenehme, ranzige, spaltende Keim war von Beginn weg da.»

In seinem jüngsten Bestseller «Wahnsinn der Massen» erinnert Murray an Martin Luther Kings Forderung, Menschen nicht nach ihrer Hautfarbe, sondern nach ihrem Charakter zu beurteilen. Kings Credo sei von der *woke*-Kultur komplett auf den Kopf gestellt worden. «Stattdessen wird jetzt versucht, uns alle auf unser Geschlecht oder unsere Ethnie, auf cis oder trans, schwarz oder weiss zu reduzieren.» Die Folge ist ein Konflikt «alle gegen alle». Statt dass die Gesellschaft vereint wird, splittert sie sich auf. Die Identitäten stehen in Konkurrenz zueinander im Ringen um Anerkennung und Vorrang.

Je mehr Gruppen ihre «Identität» entdecken, desto konfuser entwickelt sich die Lage. Zuerst machten Schwule plausibel geltend, Homosexualität sei kein Lifestyle, sondern naturgegeben. Mit dem gleichen Argument machten Transmenschen auf ihre Identität aufmerksam, frei nach dem Lady-Gaga-Hit «Born This Way». Doch kaum hatte die Natur begonnen, sich als Ursprung der Identität

Je mehr Gruppen ihre «Identität» entdecken, desto konfuser entwickelt sich die Lage.

langsam zu etablieren, war alles wieder anders. «Es entstand eine merkwürdige Bewegung, die von amerikanischen Hochschulen ausging und behauptete, dass Frausein eine Sache der Wahl sei. Dass es so etwas wie Geschlecht grundsätzlich nicht gebe», so Murray.

Gestern ein Dogma, heute kommt ein weiteres hinzu. *Wokeness* nimmt Züge einer neuen Religion an, bei welcher der *woke*-Moses täglich ein neues Gesetz erfindet.

Trotz ihrer Heterogenität und ihrer Widersprüche setzt sich die aggressive *woke*-Gemeinde durch. Sie trifft auf eine Gesellschaft, die in ihren Grundfesten aufgeweicht ist und in der sich Herden denken gegen die Vernunft des Individuums durchgesetzt hat. Wer nicht in den Chor der Gruppe einstimmt, wird öffentlich blossgestellt. Wie neulich Peter Hitchens, einer der bekanntesten Kolumnisten und Autoren Grossbritanniens. Er wohnte in Oxford ei-



Demontage der Freiheit.

ner Black-Lives-Matter-Demonstration bei, bei der lauthals die Entfernung der Statue des Kolonisators Cecil Rhodes gefordert wurde. Während ein Rädelsführer die Menge anwies, sie solle sich setzen, blieb Hitchens – der als beobachtender Journalist präsent war – als Einziger stehen. Darauf verfolgte ihn ein Mob, diffamierende Parolen schreiend, durch die Strassen.

«Die Revolutionäre der jüngsten Zeit gleichen immer mehr den Revolutionären von 1789», sagt Hitchens der *Weltwoche*. Die Redefreiheit sei heute «ohne Zweifel» stärker bedroht als je zuvor. Die *woke*-Revolutionäre vertreten eine «radikale Moral», die als einziges Richtmass gelte. An die Stelle von Toleranz tritt Totalität. «Die moderne Form der Intoleranz besteht darin, Menschen abweichender Gesinnung von ihrem Arbeitsplatz zu vertreiben und ihnen die Lebensgrundlage zu entziehen, was sehr effektiv ist, aber nicht die Aufmerksamkeit von Amnesty International erregt.»

Hitchens beobachtet gegenwärtig eine «sehr merkwürdige» Dynamik, ausgehend von der Coronavirus-Panik hin zur Meinungstyrannie. «Es ist fast wie ein Krieg. Kriege sind, wie wir aus der Geschichte wissen, Geburtshelfer der Revolution.» Das Leben der Menschen sei durch die Covid-Krise in den Grundfesten erschüttert. «Es liegt eine Art Unbehagen in der Luft.»



In dieser Zeit der Unwägbarkeiten erinnert die *woke*-Kultur an die totalitären Züge in George Orwells Zukunftsroman «1984». So schreit bei den Demos gegen Rassismus jeweils ein Rädelsführer eine Parole, die Masse schreit ihm nach. Dasselbe Muster ist auf den Videoaufnahmen der Hetze gegen Hitchens zu beobachten. «Peter Hitchens got to go», skandiert eine Wortführerin in grölendem Singsang mit dem Mob. Es ist ein Ritual, das wie Hirnwäsche funktioniert und an Pöbelchöre von Fussball-Hooligans erinnert. Im Moment singen die *woke*-Aktivisten noch spontan bei Kundgebungen. Sollte sich die *woke*-Kultur institutionalisieren, wird man die Propaganda wahrscheinlich auf kleinere Dosen runterfahren. In «1984» ist es der «Zwei-Minuten-Hass», bei dem die Menschen ihre Verachtung für die Feinde des totalitären Staates bekunden müssen.

Nur wenige haben Kraft und Status, dem Druck zu widerstehen. Schnell ist man als «rassistisch» oder «transphob» verleumdet. Etablierte Institutionen wie die Oxford University knicken ein wie Strohhalme und nicken die Entfernung der Cecil-Rhodes-Statue ab. Auch Churchills Grosstochter Emma Soames kapituliert. «Er war ein mächtiger, komplexer Mann, dessen Leben unendlich mehr Gutes als Böses aufweist», sagt sie kleinlaut zur Verteidigung der Jahrhundertfigur.

Doch wenn die Menschen «so wütend» seien, wenn sie die Statue sähen, sei sie vielleicht «sicherer» in einem Museum.

Peter Hitchens ist überzeugt: Die derzeitigen Kundgebungen im Kielwasser von Black Lives Matter sind nicht Ausdruck einer Randgruppe, sondern ein Spiegelbild der neuen, herrschenden Klasse. «Sie zeigen, wie weit links das Establishment gerückt ist.»

Noch in jüngster Vergangenheit hätte ein ähnlicher Wandel Jahre, gar Jahrzehnte gedauert. Jetzt geht es blitzschnell. Mit Facebook, Instagram, Twitter und Co. hat das Internet eine mächtige neue Plattform ge-

Noch in jüngster Vergangenheit hätte ein ähnlicher Wandel Jahre gedauert. Jetzt geht es blitzschnell.

schaffen. Ursprünglich als Mittel der Meinungsvielfalt konzipiert, werden die sozialen Medien zu Kontrollorganen der neuen Tyrannei. Aktivisten nutzen Instagram, Snapchat oder Twitter als anonyme User für gezieltes Mobbing gegen «rassistische» Bürger. «Die Trennung zwischen privatem und öffentlichem Raum ist verschwunden», sagt Douglas Murray, «so dass ein privates Gespräch eine Angelegenheit von öffentlichem Interesse werden kann, auch wenn man zu keinem

Zeitpunkt eine öffentliche Person ist.» Die Folge: Menschen halten mit ihrer ehrlichen Meinung zurück und «versuchen auf eine Weise zu sprechen, die allgemein akzeptiert ist». Sie üben permanente Selbstkontrolle und -zensur.

Die rasche Breitenwirkung der *woke*-Kultur zeugt davon, dass das Terrain längst vorbereitet worden ist. Hollywoodstars und Sportler beten *wokeness* im TV. Journalisten vertreten *woke*-Gesinnung. In etablierten Unternehmen coachen «wachsamer» Millennials ältere Kollegen in *wokeness*. Bis in die britische Rugby-Gewerkschaft sind sie vorgedrungen. In dieser männlichsten aller Bastionen spielen sich derzeit dramatische Szenen ab. Die Rugby-Hymne «Swing Low, Sweet Chariot», die seit Jahrzehnten von Spielern und Fans gesungen wird, soll auf dem Altar von *wokeness* geopfert werden. Das afroamerikanische Spiritual, das auf die biblische Geschichte des Propheten Elia zurückgeht, soll angeblich von den Härten des Sklavenlebens in den Vereinigten Staaten handeln. «His Royal Wokeness» Prinz Harry hat sich bereits für ein Verbot ausgesprochen.

Alltag in der *woke*-Welt

Folgt die *woke*-Kultur dem Pfad der Zeloten des Islamischen Staates, die die antike Stadt Palmyra flachlegten?

«Sie endet erst, wenn alles eingeebnet ist oder wenn die *woke*-Aktivisten aufgehalten werden», sagt Douglas Murray, «oder wenn es um etwas geht, dessen Erhalt für sie Sinn ergibt.» Letzteres sei unwahrscheinlich. «Es gibt in diesen Zeiten des schnellen Wandels keine vereinbarte Ethik in Bezug auf das, was aus der Vergangenheit bleiben darf.» Ausserdem seien die Menschen auf den Barrikaden zutiefst unwissend. «Unwissende Menschen sind anmassend, so dass sie sich selbst zum Richter, zu Geschworenen und Henkern der Vergangenheit ernennen, ohne etwas von Geschichte zu verstehen.»

Das Ganze könnte allerdings auch eine andere Wendung nehmen, eine, die wir von zahlreichen Umstürzen der Weltgeschichte her kennen. Es könnte sein, dass die Kinder der Revolution sich im Eifer selbst fressen.

Im Laboratorium CHAZ, dem autonomen Mini-Freistaat mitten in Seattle, deuten die Zeichen nach wenigen Tagen «real existierender *woke*-Utopie» exakt in diese Richtung. Anstelle von Multikulti spaltet sich die Gemeinschaft auf, sogar nach Hautfarbe. Es wurden kleine Kräuter- und Salatbeete ausschliesslich für «Schwarze und Eingeborene» eingerichtet. Linksextreme, marxistische oder anarchistische Vertreter verfolgen alle ihre eigene Agenda. Heftiger Streit entflammt. Schon zwei Menschen wurden durch Waffengewalt getötet.

Alltag in der schönen neuen *woke*-Welt. ○



Verteidigung des Tierversuchs

Versuche an Affen, Katzen oder Mäusen sind unentbehrlich bei der Erforschung eines Impfstoffs, etwa gegen Corona. Aufsichtsbehörden torpedieren aber die Forschung, machen Karrieren kaputt und schaden der Schweiz. *Von Adriano Aguzzi*

Mehr als 30 000 Erkrankungen und 1600 Todesopfer hat die Covid-Pandemie in der Schweiz bislang gefordert. Unsere Untersuchungen zeigen, dass in Zürich lediglich 1,6 Prozent der Bevölkerung (Stand: Ende Mai 2020) eine Immunität gegen das Virus entwickelt haben. Sollte im nächsten Herbst eine zweite Welle auf uns zukommen, würde sie wieder mit voller Wucht auf die Bevölkerung treffen. Die langfristige Lösung dieses Problems kann nur eine sein: Es muss so schnell wie möglich ein Impfstoff her. Aber die Corona-Impfung muss unbedingt zwei Anforderungen genügen: Sie muss sehr wirksam und frei von schweren Nebenwirkungen sein. Denn sollte nur einer von tausend Geimpften solche Nebenwirkungen erfahren, ergäbe dies bei einer Milliarde Geimpfter eine Million Impfschäden..

Gegner statt Partner

Nun, die Virusabwehr ist von einer überwältigenden Komplexität, die sich am Computer nicht simulieren lässt. Das menschliche Immunsystem kann über zehn Milliarden unterschiedliche Antikörper produzieren. Um die Sicherheit eines Impfstoffes zu gewährleisten, muss dieser letztlich an nichthumanen Primaten (Affen) getestet werden. Um die Zahl solcher Versuche möglichst gering zu halten, ist es wünschenswert, erste Versuche zur Wirksamkeit und Sicherheit an Mäusen zu erproben. Allerdings sind Mäuse ziemlich resistent gegen Covid-19, weil der ACE2-Rezeptor, die Eintrittspforte für Sars-Coronaviren, zwischen Menschen und Mäusen unterschiedlich ist. Nun haben Forscher den menschlichen ACE2-Rezeptor gentechnologisch in Mäuse eingeschleust. Solche Mäuse bekommen eine Lungenentzündung, die in vielen Aspekten mit Covid-19 vergleichbar ist. Auch Katzen bekommen nach der Infektion eine Lungenentzündung und eignen sich deswegen zum Test

von Impfstoffen und möglichen Nebenwirkungen.

Dass diese Forschungen notwendig sind, will nicht heissen, dass Wissenschaftler Freude an Tierexperimenten empfinden. Meine Mitarbeiter und ich betrachten den Tierversuch als Ultima Ratio und haben schon immer eine Güterabwägung vorgenommen. Die Frage lautet dabei: Lässt sich das Leiden der Tiere durch den zu erwartenden Erkenntnisgewinn rechtfertigen? Radikale Tierbefreier verneinen diese Frage prinzipiell und foutieren sich um die Konsequenzen. Gerade die Covid-Krise zeigt, was es heisst, wenn ein Land die experimentelle Tierforschung abwürgt. Die Forschung an Affen wurde hierzulande bekämpft und verdrängt, Institutionen wurden geschlossen, Experten sind ausgewandert und Know-how ging verloren. Somit werden die Impfstoffe in Ländern entwickelt und getes-

Viele Tierarten können Covid entwickeln, und die Impfstoffe kommen auch den Tieren zugute.

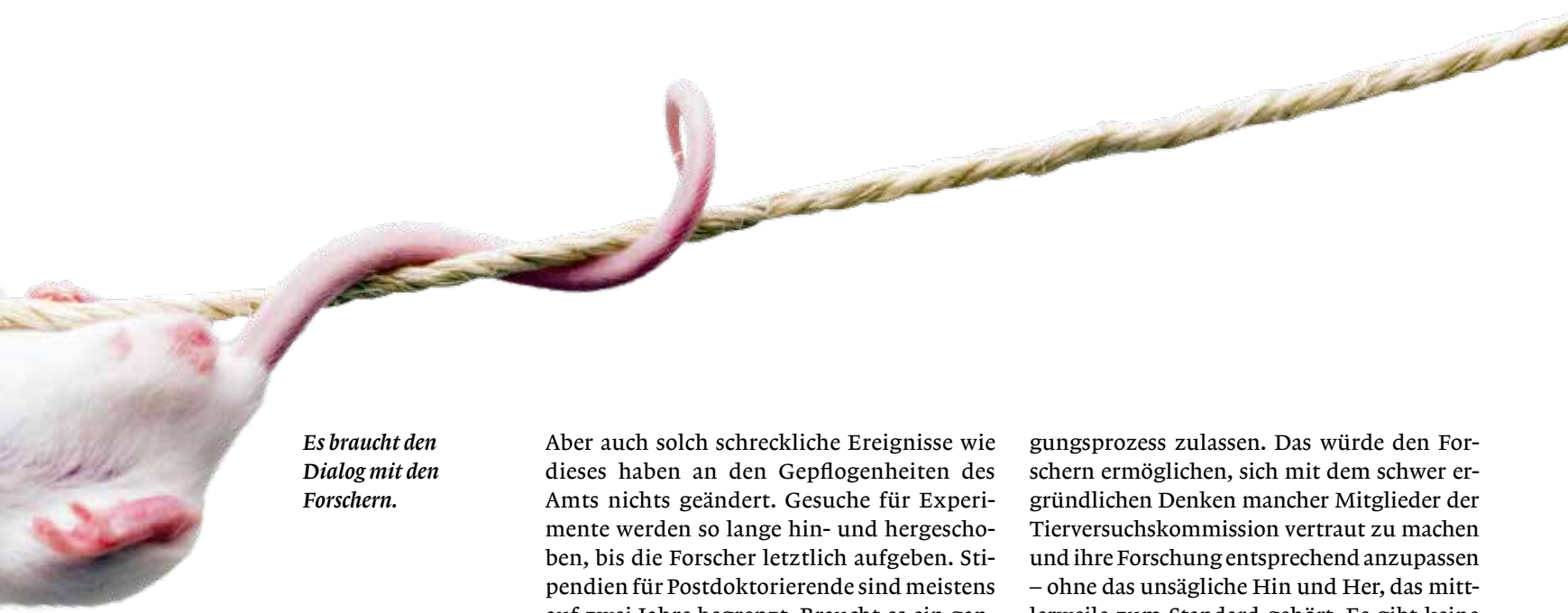
tet, die eine sachlichere Güterabwägung machen. Und ob die Schweiz dann die notwendigen Impfeinheiten erhält, steht in den Sternen. Denn die ganze Welt wird sich auf die erste erfolgreiche Corona-Impfung stürzen.

Dass Tierversuche behördlich überwacht werden, ist in jedem entwickelten Land Standard – und dessen Notwendigkeit wird von keinem Wissenschaftler in Frage gestellt. Es wäre aber notwendig, dass die Wissenschaftler auf eine kooperative, hilfsbereite Behörde zählen könnten, die ihnen helfe, ihre Forschung mit dem Tier und auch für das Tier durchzuführen. Denn viele Tierarten können auch Covid entwickeln, und die Impfstoffe kommen auch den Tieren zugute. Leider sieht sich das kantonale Zürcher Veterinär-

amt keineswegs als Partner der Wissenschaft. Damit schadet es der Medizin, behindert den Fortschritt, schadet dem Wohlstand im Kanton Zürich und arbeitet gegen das Wohl der Menschheit und der Tiere.

Das Katz-und-Maus-Spiel mit dem Veterinäramt erlebe ich seit Jahrzehnten, und es wird jedes Jahr absurder. Ein Beispiel aus dem Jahr 2018: Wir reichten im Mai ein Gesuch beim Kanton ein, um im Rahmen unserer Forschung Versuche an Mäusen durchführen zu dürfen. Dazu braucht es eine Bewilligung. Im Juli teilt mir das Amt mit, ich müsse das Gesuch überarbeiten, diverse Fragen seien unbeantwortet. Ich reichte also ein zweites Gesuch ein. Wieder erhielt ich es nach einigen Monaten zurück, weil ein paar Belanglosigkeiten angeblich unklar seien. Es folgte die dritte Version des Gesuchs. Nach weiteren Verzögerungen wurde das Gesuch abgelehnt mit der Begründung, die Zielsetzung der Versuche sei nicht präzise genug. Dies, nachdem mein Forschungsvorhaben unter anderem vom Schweizerischen Nationalfonds und vom European Research Council ERC (dem Olymp der europäischen Forschungsförderung) im Wettbewerb mit Hunderten von anderen Anträgen begutachtet und mit 14 Millionen Franken prämiert wurde. Die kantonalen Beamten glauben aber, dass sie meine Forschung besser beurteilen können als der Nationalfonds und der ERC.

Und wie steht es denn mit der Kompetenz dieser Beamten? Ein berühmter Forscher am Unispital Zürich reichte vor einigen Jahren ein Gesuch ein, bei dem er Knochenmarktransplantationen bei Mäusen vorschlug. Dieser Eingriff setzt eine Ganzkörperbestrahlung von 500 Rad voraus, um den Körper des Empfängers für das fremde Knochenmark vorzubereiten. Die zuständige Veterinärin blockierte den Antrag mit dem Vermerk, der Forscher müsse sicherstellen, dass die Mäuse «von der



Es braucht den Dialog mit den Forschern.

Strahlung nicht verkohlt werden». Sie wusste offenbar nicht, dass der gleiche Eingriff täglich auch beim Menschen gemacht wird und unzählige Leben (z.B. von Leukämie-Patienten) gerettet hat. Eine Maus «verkohlen» kann man vielleicht mit einer Atombombe, aber sicher nicht mit einem klinischen Bestrahlungsgerät. In einem anderen Fall argumentierte die gleiche Veterinärin, dass man eine Katze nicht unter die Haut impfen dürfe, da man stattdessen ja den Menschen in den Lymphknoten spritzen könne – was eine deutlich höhere Belastung darstellt. Dass diese Leute Tierexperimente ablehnen mit der Begründung, man solle die Versuche lieber an Menschen machen, zeugt von einer Weltanschauung, die kein vernünftiger Arzt (und auch sonst kein vernünftiges Individuum) akzeptieren kann.

Direkter Dialog unverzichtbar

Solche Erfahrungen sind für uns Forscher erniedrigend und demotivierend. Dabei wäre es einfach, auf einer konstruktiven Basis zusammenzuarbeiten. Wenn es den sogenannten Tierschützern wirklich darum ginge, Tiere zu schützen, würden sie den Dialog mit den Forschern suchen – oder zumindest nicht verweigern. In dreissig Jahren wurde ich aber kein einziges Mal von der Behörde eingeladen, mich persönlich vorzustellen und meine Forschung zu erläutern. Stattdessen verpasst die Behörde keine Gelegenheit, Macht über die Forschung zu demonstrieren. Die Beamten haben mehr Befugnisse als die Kantonspolizei, denn sie dürfen jederzeit unangemeldete Kontrollen ausführen, Versuchsprotokolle sichten und Mitarbeiter verhören. Und ihr arrogantes Auftreten hat tragische Folgen. Im Januar 2007 nahm sich ein Bauer aus dem Zürcher Unterland das Leben, nachdem ihm das Veterinäramt ohne Vorwarnung alle Kühe konfisziert und geschlachtet hatte – weil er das Vieh nicht genügend oft auf die Weide gelassen habe.

Aber auch solch schreckliche Ereignisse wie dieses haben an den Gepflogenheiten des Amtes nichts geändert. Gesuche für Experimente werden so lange hin- und hergeschoben, bis die Forscher letztlich aufgeben. Stipendien für Postdoktorierende sind meistens auf zwei Jahre begrenzt. Braucht es ein ganzes Jahr, um überhaupt eine Versuchsbewilligung zu erhalten, gleicht dies effektiv einem Forschungsverbot, weil die restlichen zwölf Monate der Förderungszeit zur erfolgreichen Ausführung des Projektes nicht ausreichen. So werden Karrieren unserer besten Forscher kaputtgemacht, und unser Land verliert seine akademische Exzellenz.

Wie das anders gehen kann, macht beispielsweise China vor. Am Institut für Neurowissen-

Die Abhängigkeit von China haben wir im Verlauf der Pandemie bedauerlicherweise erlebt.

schaften in Schanghai etabliert derzeit der berühmte und vielfach ausgezeichnete Forscher Mu-ming Poo Tiermodelle aller geläufigen neurodegenerativen Erkrankungen des Menschen wie Alzheimer, Parkinson, Chorea Huntington, amyotrophe Lateralsklerose und Multiple Sklerose, bei Affen. Deswegen werden die wirksamsten Medikamente gegen diese Leiden in den nächsten zwanzig Jahren sicherlich aus Schanghai und eben nicht aus der Schweiz kommen, weil diese Forschung hierzulande verunmöglicht wurde. Die Abhängigkeit von China betreffend medizinische Produkte haben wir bedauerlicherweise im Verlauf der Corona-Pandemie gerade erst erlebt. Wenn die zuständigen Behörden und Politiker das Zulassungsverfahren für Tierversuche nicht verbessern, wird die Schweiz in der medizinischen Forschung zu einem Entwicklungsland verkommen.

Es gäbe zwei konkrete Massnahmen, mit denen das Veterinäramt der Forschung helfen könnte – ohne in irgendeiner Form den Tierschutz zu beschränken. Beide Massnahmen wurden immer wieder von den Forschern vorgeschlagen, doch ebenso regelmässig von der Behörde schroff und willkürlich abgewiesen. Erstens müsste die Tierversuchskommission persönliche Hearings der Forscher im Bewilli-

gungsprozess zulassen. Das würde den Forschern ermöglichen, sich mit dem schwer ergründlichen Denken mancher Mitglieder der Tierversuchskommission vertraut zu machen und ihre Forschung entsprechend anzupassen – ohne das unsägliche Hin und Her, das mittlerweile zum Standard gehört. Es gibt keine Gesetze, die Gespräche zwischen Tierversuchskommission und Forscher verbieten. Falls das Veterinäramt weiterhin darauf besteht, seinen Dialog mit den Forschern ausschliesslich per Einschreiben fortzusetzen, verrät es eine *hidden agenda* der Forschungsbehinderung.

Zweitens soll das Veterinäramt wieder methodische Bewilligungen erteilen. In vielen Fällen verwenden Forschergruppen die gleiche Methode immer wieder über viele Jahre. Zum Beispiel infiziert mein Labor Mäuse mit Prionen und verabreicht dann verschiedene Medikamente, um die vielversprechenden zu identifizieren. Der Versuchsaufbau ist jedes Mal identisch, die Belastung der Tiere auch immer gleich, und die Güterabwägung (welche die Zielsetzung in Relation zum Leiden des Tiers setzt) ändert sich auch nicht. Und so war es auch jahrzehntelang möglich, solche methodischen Bewilligungen zu erteilen – bis die Zürcher Kantonsveterinärin diese willkürlich, ohne Begründung und ohne jegliche Gesetzesänderungen abgeschafft hat. Dass das Zürcher Veterinäramt darauf besteht, die gleichen Versuche jedes Mal einer enorm aufwendigen Prüfung zu unterziehen, ist ein skandalöses Bürokratiemonster, das nur der Forschungsverhinderung dient – und gewiss nicht dem Tierschutz. Letzten Endes können diese Unsitten nur von Politikern geändert werden, wenn genügend Druck seitens der Leidtragenden kommt. Und das sind vor allem unsere Patienten und ihre Familien.



Adriano Aguzzi ist ordentlicher Professor für Neuropathologie an der Universität Zürich und gehört zu den weltweit führenden Prionen-Forschern.

Die Mona Lisa aus Novo Mesto

Ist Melania Trumps Aufstieg Ergebnis eines Plans oder Zufall? Und ihre Schweigsamkeit Strategie oder Notwendigkeit? Dazu gibt es Behauptungen, Mutmassungen und ein neues Buch. *Von Mark van Huisseling*

Fast niemand sei bereit, öffentlich über sie zu sprechen. Leute, die was zu sagen hätten, haben Knebelverträge unterschrieben. Und wenn man trotzdem über sie recherchiere, würden Anwälte, Familienmitglieder oder andere Menschen, die Melania nahestehen, einen warnen und von dem Vorhaben abraten. Sie habe in den vergangenen dreissig Jahren als Reporterin – zurzeit für die *Washington Post* – oft über unwillige und einsiedlerische Persönlichkeiten geschrieben, sagt Mary Jordan, Autorin des neusten Buchs über die gegenwärtige First Lady von Amerika, darunter der *jefe* eines mexikanischen Drogenkartells und eine japanische Prinzessin. Doch das sei nichts gegen den Versuch gewesen, die Ehefrau von Präsident Trump zu verstehen.

Dessen Arm ist tatsächlich ein langer; er reicht bis in die Schweiz, so sieht's aus: Auch mir wollten etwa ein ehemaliger Berater des Präsidenten oder eine amerikanische Journalistin und TV-Persönlichkeit nichts über die First Lady verraten.

Junge Frau zieht in die Welthauptstadt

Melania Trump, geboren 1970 in Novo Mesto im damaligen Jugoslawien, heute Slowenien, hiess Knaws mit Nachnamen. Diesen änderte sie in Knauss, als sie zu modeln begann. Zuvor studierte sie Architektur an der Universität von Ljubljana. Danach sei sie zwischen Mailand und Paris hin und her gejettet, zur Hauptsache für Modefotos. Bald übersiedelte sie nach New York, wo sie das Gleiche tat. Ihre Hobbys: Pilates und Zeitschriften lesen. Alle Angaben – ausser zu Geburtsdatum und -ort – sind ohne Gewähr, Quelle ist ihre ehemalige Website (diese gibt's nicht mehr, dafür ein Instagram-Konto). Das Architekturstudium, nebenbei erwähnt, brach sie nach kurzer Zeit ab, und als Fotomodel war sie mässig erfolgreich (Quelle: *New York Times*).

Donald Trump lernte sie 1998 in einem New Yorker Klub kennen, an der Party ihres Modelagentur-Besitzers. Wenig später waren sie zusammen, wenig später wieder nicht mehr. 2004 machte er ihr einen Heiratsantrag, an der Gala des Costume Institute in Manhattan, dem Schaulaufen der Bewohner der Modewelt. 2006 kam der gemeinsame Sohn Barron William Trump, ihr erstes und sein fünftes Kind, zur Welt.

Was ist schwer zu verstehen daran? Eine schöne, als Model tätige junge Frau aus einem eher armen Land zieht in die Welthauptstadt. Und lernt einen mal mehr, mal weniger reichen und erfolgreichen, 24 Jahre älteren Immobilienunternehmer sowie Hotelier kennen, der bereits

mehrmals verheiratet war, auch schon mit einer Immigrantin aus Osteuropa. Die vorhersehbaren Ergebnisse dieser transaktionalen Beziehung sind eine Ehe und ein Vertrag.

Nicht vorhersehbar war, dass der Immobilienunternehmer Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika werden würde. Worauf sie durchsetzte, dass der Ehevertrag neu verhandelt wurde, also nachgebessert. Wie im Geschäftsleben üblich, wenn sich die Lage eines Unternehmens in einem Verbund deutlich ändert. Bevor die Verhandlungen abgeschlossen waren, und zwar zu ihrer Zufriedenheit, zog sie nicht nach Washington. Das war 2017, und sie hatte, was man im Business *leverage*, einen Hebel, nennt – *the optics*, ihr Fehlen in der Hauptstadt, sahen nicht gut aus für ihn. Das sei der wahre Grund für ihr Aussitzen in der Wohnung im Trump Tower in New York gewesen. Und nicht irgendwas mit Barrons Schule respektive dessen Schuljahr. Behauptet Mary Jordan, die Autorin, in ihrem neuen Buch «The Art of Her Deal», was auf Deutsch «Die Kunst ihres Verhandlens» bedeutet und auf Donald Trumps bekanntestes Buch, «The Art of the Deal», anspielt.

Schwer verständlich, wie gesagt, ist das nicht. Leicht umsetzbar aber ebenfalls nicht. Oder, mit anderen Worten, sich hochzuschla-

Melania Trump, so sieht's aus, hat es drauf und kann es. Doch was genau ist «es»?

fen, ist das eine. Oben zu bleiben, wenn erst mal die Fleischeslust bezogen auf die Eine (und später vermutlich ganz allgemein – der Mann ist 74 und hat viel zu tun) nachlässt, das andere. Melania Trump, so sieht's aus, hat es drauf und kann es. Doch was genau ist «es»?

«Das Porträt» soll Ivanka Trump, Lieblingstochter des Vaters, ihre Stiefmutter nennen. Weil diese nicht spricht. «Prinzessin» soll wiederum die Nichtsprechende ihrer Stieftochter sagen. Natürlich nur dann, wenn die jeweils Angesprochene nicht in Hörweite sei (Quelle: Mary Jordan).

«Reden ist Silber, Schweigen ist Gold», geht eine Redensart. «Quiet. The Power of Introverts in a World That Can't Stop Talking» («Still. Die Bedeutung von Introvertierten in einer lauten Welt») ist der Titel eines Bestsellers von Susan Cain. Ist Melania eine Introvertierte? Schwer zu sagen aus der Entfernung. Mit Sicherheit ist sie still, und Bedeutung hat sie ebenfalls.

Donald Trump liess sich in einem seiner Bücher – «The Art of the Comeback» von 1997 – über Frauen wie folgt wiedergeben: «Es gibt <high maintenance> und <low maintenance> [teuer respektive günstig im Unterhalt]. Ich will <no maintenance> [gar keinen Unterhalt].» Melania habe a) zur Vorbereitung alle Bücher über Trump, mittlerweile rund zwanzig, gelesen und b) Notizen gemacht, vermutet ein Journalist der *New York Times*.

«Ich bin keine Nörgeltante»

Kann sein, muss aber nicht. Weil einerseits der Entwurf, wie Trump die Welt und die Frauen sieht, recht rasch klar wird. Und andererseits Melania, aufgewachsen in einem unfreien, von einem Autokraten regierten Land, Unterordnung vielleicht weniger schwerfällt als anderen.

Vielleicht ist es ihr aber auch bloss egal, wer unter ihr nach aussen der Chef ist. Von den 450 Gästen, die an ihre Hochzeit eingeladen waren, seien bloss drei Slowenen gewesen, Melanias Eltern Viktor und Amalija sowie ihre Schwester Ines. Der Bräutigam hätte sich mit ihnen nicht unterhalten können, falls er gewollt hätte – er spricht Englisch, sonst nichts. «Und das ist in Ordnung. Ich bin nicht der Typ Ehefrau, die ihrem Mann sagt: «Lerne dies, lerne das.» Ich bin keine Nörgeltante.» (Quelle: *Harper's Bazaar*)

Was man dagegen behaupten darf, ihre berufliche Laufbahn hat sie geplant, da verliess sie sich nicht auf Genosse Zufall. Die Anekdote, die in amerikanischen Medien über ihre Busen-OP verbreitet wird, geht so: Nach den Weihnachtsferien sei sie mit grösseren Brüsten retour in die Model-WG gekommen. Na und, wo ist *the big deal*, die grosse Geschichte?, könnte man fragen. Und erwidern, dass in New York andere Frauen mit grösseren Brüsten aus der Mittagspause zurück an den Arbeitsplatz im Unterhaltungsgeschäft kehren. Doch der Grund, weshalb die Story, deren Quelle eine ehemalige Mitbewohnerin ist, immer wieder erzählt wird, ist, dass es keine anderen Storys gibt. Melania Knauss ist nicht Carla Bruni, sondern ein «Model mit der Vergangenheit einer Nonne» (*New Yorker*). Das heisst, der einzige frühere Lover, von dem man Kenntnis hat, soll ein Bojan Pozar gewesen sein, Klatschkolumnist aus der alten Heimat und Co-Autor eines Enthüllungsbuchs, das gründlich recherchiert war, aber wenig enthüllte gemäss der *New Yorker*-Journalistin.

Einigermassen einig sind sich die «Melanialogen» darin, dass sie einen Hang zur Übertreibung hat, wenn sie denn mal was von sich



«Model mit der Vergangenheit einer Nonne»? First Lady Melania Trump.

gibt. Beispielsweise erzählte sie einer amerikanischen Fernsehmoderatorin, ihre Mutter sei «Designerin in der Modebranche» gewesen. Recherchen ergaben, dass Amalija in einer staatlichen Textilfabrik als Schnittmustermacherin gearbeitet hatte.

Bezogen auf Melanias Ehemann, darf gesagt werden: Da haben sich zwei gefunden. «Wo ist mein Supermodel?», rief Donald Trump während eines öffentlichen Auftritts von der Bühne. Und meinte Melania. «Mein Glamour-

model» wäre treffender gewesen. Wie die Titelgeschichte des Januar-Hefts der britischen *GQ*-Ausgabe «Sex at 30 000 ft» belegt – darin ist Melania auf einem Bärenfell in einem Privatjet liegend zu sehen, bekleidet nur mit diamantenbesetzten Manschetten. Interessant darüber hinaus: Während zahlreiche andere Bilder von ihr verschwanden, also gelöscht wurden, kann man auf diese noch immer frei zugreifen im World Wide Web. Wenn wir's davon haben: Kate Moss war ein Su-

permodel. Und ihre andere Qualität bestand auch darin, nichts zu sagen. Die Britin gab ebenfalls keine Interviews, abgesehen von *Vogue*-Q&As mit Fragen wie «Espadrilles oder Sandaletten?» (und Antworten darauf in der Art von «Flache Schuhe auf Ibiza, Absätze in St-Tropez»). Das Ergebnis war, dass Moss vom breiten Publikum als geheimnisvoll wahrgenommen wurde und man ihr ein reiches Innenleben sowie tief-schürfende Erkenntnisse zutraute – die vielsagende Nichtssagende oder *Mona Lisa reloaded*.

Ich habe Kate auch nie befragt, hatte als zeitweiliger Bewohner des Planeten Mode aber Gelegenheit, sie zu erleben. Und teile darum stattdessen die Einschätzung des amerikanischen Schriftstellers Jay McInerney, der in seinem Buch «Model Behaviour» (deutsch «Letzter Schrei») von 1998 verkürzt schreibt, Models seien im Grunde die grössten Künstlerinnen der Zeit, weil sie es nicht nötig hätten, irgendetwas zu tun oder zu sagen, sondern es reiche, dass sie einfach seien. Und das Bewundernswerteste, lässt sich schlussfolgern: Ihr Nichtstun wird von Kommentatoren stark über- sowie als Zeichen von Reife, ja Weisheit eingeschätzt statt als inhaltsarm oder sogar -leer erkannt.

Wie Ken von Barbie

Ist die Positionierung von Melania Trump beziehungsweise die Wahrnehmung von ihr als Marke ein Ergebnis von Strategie? Oder Nichtstrategie, hat sich also ergeben? David Schärer, Mitgründer der Werbeagentur Rod in Zürich und Publicity-Spezialist, sagt: «Melania Trump folgt einem Prinzip des Brandings – konsequente Repetition. Sie ist da, schweigt aber.» Das verleihe ihr etwas Sphinx-Ähnliches und sei konsequent umgesetzt. «Sogar ihr Instagram-Account vermittelt kühle Leere.»

Für ihn sei allerdings nicht klar, ob die wortlose Anwesenheit der Positionierung ihrer Marke diene oder vielmehr eine Inszenierungsstrategie der Marke Trump sei. Ginge es darum, ihre eigene Marke zu pflegen, wäre zunächst ein Territorium unabhängig von Donald abzustechen. Doch ob ein eigenständiges Profil möglich ist, sei zweifelhaft. «Eigentlich ist sie vergleichbar mit Ken von Barbie.» (Donald wäre in dieser Analogie Barbie.) «Barbie gibt's unabhängig von Ken, aber Ken nicht ohne Barbie.»

Nichtsdestotrotz hat Ken, Pardon Melania Trump, geborene Knave, es weit gebracht. Als Frau und als Marke (oder Inszenierungsstrategie der Marke ihres Mannes). Mittels Strategie oder Nichtstrategie? Egal. Und mit anderen Worten, da nicht jeder ohne Worte kommunizieren kann wie die hier Beschriebene: «Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.» Oder «Quiet. The Power of Introverts in a World That Can't Stop Talking.»

Ist es vorteilhaft, in der Öffentlichkeit möglichst wenig zu sagen? Bestimmt. Jedenfalls wenn man viel erreichen will sowie bereit ist, eine Menge Mutmassungen wegzustecken. Und wenig zu sagen hat. ○

Grüner Messias aus dem Norden

Der neue Direktor des Zoos Zürich ist ein Deutscher. Alle jubeln. Nur Hinterwäldler und Provinzler, heisst es, verweigern sich der kollektiven Andacht.

Von Christoph Mörgeli

Das Medienecho zur Wahl des neuen Zürcher Zoodirektors fiel einhellig aus: Er spreche «frei und fliessend», wurde bewundernd rapportiert, habe einen «souveränen Auftritt» hingelegt und sei ein «begeisterter und überaus sympathischer Erzähler». Auch Severin Dressens «bescheidene und unaufgeregte Art» gefiel, und ja, der Deutsche benutze schon helvetische Wörter wie «lässig» oder «nüüt». Sein langes Haar trage er zu einem «Bürzi» gebunden, ein Wort, das er vielleicht noch nicht kenne, aber sicher auch bald lernen werde.

Der im 31. Altersjahr gewählte Zoodirektor Dressen war noch kaum geboren, als Vorgänger Alex Rübel dieses Amt antrat. Natürlich sind die Journalisten auch begeistert über das jugendliche Alter des Neuen.

Erst recht über sein «Herz für Aussenseiter» – gemeint sind die Perlwachtel und der Nacktmull – oder seine «grosse Sorge um den Zustand der Natur». Im Originalton tönte es so: «So können wir auch zukünftig lokal und global unseren Beitrag zu einem besseren Verständnis der Natur und einem nachhaltigen Miteinander von Menschen, Tieren und Pflanzen leisten.» Das sei angesichts des dramatischen Verlusts an Biodiversität und gravierenden Umweltprobleme wichtiger denn je.

Aggressiv vereinnahmend

Dieses Bekenntnis zum grünen Zeitgeist verbindet Zürichs neuer Zoodirektor mit deutschem Selbstbewusstsein: «Ich bin gekommen, um zu bleiben», verkündete er. Und betonte: «Ich führe Leute, seit ich achtzehn Jahre alt bin.» Solche Sätze hätte man vom zurückhaltenden Zürcher Alex Rübel beim Amtsantritt wohl kaum vernommen, obwohl auch er es vom fünfzehnjährigen Pfadfinderführer bis zum Zürcher Kantonalfeldmeister gebracht hat. Interessanterweise gehört der stellvertretende Direktor des Zoos Wuppertal nicht zu jenen Kandidaten, die Rübel selber als Nachfolger vorgeschlagen hatte. Jedenfalls lässt seine Aussage aufhorchen, er habe Dressen zuvor nicht gekannt – ist die Welt der führenden Köpfe der grossen Zoos doch einigermaßen überblickbar.

Gut möglich, dass Severin Dressen ein guter, vielleicht sogar ein sehr guter Zoodirektor



Mann mit «Bürzi»: Zoodirektor Dressen.

wird. Trotzdem muss es erlaubt sein, nicht in die vorausseilenden Jubelchöre einzustimmen, die jetzt etwas gar zwanghaft, fast aggressiv vereinnahmend zu erklingen scheinen.

Nüchtern betrachtet, ist es bedauerlich, dass der Verwaltungsrat bei angeblich 140 Bewerbungen keinen Schweizer gefunden hat. Das kann nur zweierlei bedeuten: Man konnte entweder keinen geeigneten Nachfolger aufbauen, oder aber unsere Universitäten bilden zwar für Hunderte von Millionen Franken Zoologen, Biologen und Veterinäre aus, die nun aber von einem jungen Deutschen ohne nennenswerte Führungserfahrung ausgebremst wurden. Ist eine Schweizer Ausbildung nichts mehr wert?

Vielleicht ist Dressen ja wirklich der mit Abstand Beste, das unentdeckte Wundertalent aus dem Norden, das nicht einmal der abtretende Zoochef kannte. Oder aber, ketzerische Frage, ist Dressen vor allem die Projektionsfläche eines Verwaltungsrats, der mit der Wahl eines Ausländers seine über jeden Zweifel erhabene Weltoffenheit demonstrieren möchte? Sozusagen die zoologische Überwindung des «Unbehagens im Kleinstaat», der Ausbruch aus dem Getto schweizerischer Minderwertigkeitskomplexe, die man am besten dadurch therapiert, dass man wichtige Positionen nicht mit Schweizern besetzt, um sich ja nicht dem Vorwurf der Provinzialität auszusetzen.

Sicher ist: Die Medien lieben es. Sie applaudieren, wenn die Credit Suisse einen Heilsbringer von der Elfenbeinküste verpflich-

tet. Sie finden es grossartig, wenn Legionen von Deutschen in Armeestärke in die Schweizer Arbeitsmärkte einmarschieren. Im angestrengten Frohlocken über die Management-Messiasse aus dem Ausland schwingt nicht immer, aber oft ein Hauch von Selbstverachtung mit, die ihren Träger, wenn er sie denn dezent vermittelt, als Menschen von überlegener Bescheidenheit und Selbstkritikvermögen adelt.

Der mediale Schweizer Jubel über einen deutschen Direktor eines bekannten Schweizer Zoos erinnert an den Masochismus des Fussballfans, der in Ekstase gerät, wenn seine Nationalmannschaft verliert. Es gibt aber auch handfestere Gründe, warum ein Schweizer Zoo in schweizerische Hände gehört: Zoos sind zum Glück keine exotischen «Tier- und

Völkerschauen» mehr, sondern gesellschaftliche Brenn- und Treffpunkte von grosser emotionaler Kraft. Der Zoodirektor muss sein Publikum genau wie die gewachsenen örtlichen Befindlichkeiten und Empfindlichkeiten kennen. Der Zürcher Zoo ist ein einzigartiger Naturraum am Zürichberg und insofern ein Stück schweizerischer Heimat und Identität, für viele seit frühester Jugend. Es reicht nicht, wenn ein Zoodirektor alles versteht von Pavianen und Graupapageien, aber nichts von den Menschen, die er mit seinen Tieren berühren möchte.

Der Zoodirektor ist als Botschafter, Orientierungshelfer, Händeschüttler, Sorgenonkel und Vermittler in der Öffentlichkeit dauerpräsent. Ist es mittlerweile eigentlich schon ein Verbrechen, wenn man als Zürcher das Schweizerdeutsche im eigenen Zoo als Lingua franca dem Hochdeutschen vorzieht?

Noch wird der Zoo Zürich zu 73 Prozent privat getragen. Das Geldsammeln bei den hiesigen Konzernen, Unternehmen und finanzkräftigen Personen steht ganz weit oben im Pflichtenheft. Ex-Direktor Rübel war in Zürich verwurzelt und in der gutbürgerlichen Gesellschaft bestens vernetzt. Seiner Persönlichkeit verdankt der Zoo viele Millionen. Vielleicht schlägt der Neue im Neo-Hippielook mit Zöpfchen und Hosenträgern bei den Banken und Rotariern ja auch wie eine Bombe ein. Falls nicht, werden die Medien schreiben, Dressen sei nicht an sich selber gescheitert, sondern an der Fremdenfeindlichkeit der Schweizer. ○

Kims kleine Schwester trumpft auf

Lange polierte sie scheinbar selbstlos das Image von Nordkoreas Diktator Kim Jong Un. Nun tritt Kim Yo Jong aus dem Schatten ihres Bruders und wird bereits als dessen Nachfolgerin gehandelt. Doch es gibt noch eine andere Rolle, die der Aufsteigerin auf den Leib geschnitten ist. *Von Sophie Mühlmann*

Wer drohen darf, der hat etwas zu sagen in Nordkorea. Und Kim Yo Jong droht kräftig, das hat sie bereits mehrfach bewiesen. «Es wird nicht lange dauern, dann wird die tragische Szene des komplett kollabierten nutzlosen Verbindungsbüros zu sehen sein!», hat die kleine Schwester des Diktators am 13. Juni verkündet. Und nur drei Tage später liess Pjöngjang das innerkoreanische Verbindungsbüro in Kaesong, nahe der Grenze zu Südkorea, in Schutt und Asche legen. Kein Zweifel, Kim Yo Jongs Worte haben Gewicht.

Nordkoreas mächtigste Frau aller Zeiten ist erst 32 Jahre alt. Zart ist sie, kerzengrade und ungeschminkt, die Gesichtszüge hart, die Haare unglamourös hinters Ohr gesteckt, steht sie seit Jahren rechts hinter ihrem Bruder, wenn der öffentlich auftritt. Sie reicht ihm den Aschenbecher beim Gipfeltreffen oder trocknet diensteifrig mit der Löschwippe seine Signatur unter wichtigen Erlassen. Sie gilt als die engste Vertraute dieses Machthabers, der kaum jemandem überhaupt vertraut.

Vor knapp zwei Jahren erst wurde die Welt auf die kleine Schwester aufmerksam. Sie war das erste Mitglied der Kim-Dynastie, das nach der Teilung Südkorea besuchte. Und sie war Teil der Delegation aus Pjöngjang, als Nord- und Südkorea bei den Olympischen Winterspielen in Pyeongchang erstmals als gemeinsame Mannschaft antraten.

Auch sie ging in der Schweiz zur Schule

Damals war Kim Yo Jong das Gesicht der nordkoreanischen Charme-Offensive, der schmelzenden Feindseligkeit zwischen den Bruderstaaten. Jetzt besiegeln ihre kalten Worte die neue Eiszeit. «Ich fühle, dass es höchste Zeit ist, mit den südkoreanischen Behörden zu brechen», hat sie gesagt. Sie «fühlt» – in Nordkorea kann sich nur jemand ganz oben an der

Sie wird in den nordkoreanischen Medien mehr zitiert, als jedes andere Kader.

Spitze der Macht erlauben, Kriegstreiberei wie einen persönlichen Wunsch klingen zu lassen. In der ersten Person darf sonst nur Führer Kim höchstselbst sprechen.

Inzwischen ist sie also nicht mehr nur ein loyaler, dienstbarer Geist, der als Vizedirektorin des Propagandabüros das Image des Bruders poliert. Ihre Worte werden in den nordko-



Kalte Worte: Kim Yo-jong.

reanischen Medien mehr zitiert als die jedes anderen Kaders. Damit ist klar, sie ist nicht mehr länger nur Kims Schwester, sondern sie macht selbst Politik.

Ihre Rolle innerhalb der kommunistischen Partei wurde zum ersten Mal massiv gestärkt, als sie im Oktober 2017 als alternatives Mitglied in das Politbüro befördert wurde – das höchste Vollzugsorgan innerhalb des Zentralkomitees.

Kim Yo Jong ist das jüngste Kind des früheren «geliebten Führers» Kim Jong Il und dessen dritter Partnerin, der Tänzerin Ko Yong Hui. Wie ihr vier Jahre älterer Bruder wurde sie in die Schweiz zur Schule geschickt. In Bern soll sie wie ihr Bruder unter den wachsamen Augen einer ganzen Riege an Wächtern und Betreuern in einem abgeschirmten Privathaus gelebt haben – gut behütet, gehegt und gepflegt.

Später hat sie in Pjöngjang einen Abschluss in Computerwissenschaften gemacht – mehr

ist nicht bekannt. Ausserdem soll sie mit dem Sohn von Choe Ryong Hae verheiratet sein, dem mächtigen Parteisekretär und der Nummer zwei in Pjöngjang. Diese Verbindung und natürlich ihre Abstammung geben ihr ihren Status in einer sonst konfuzianisch männerdominierten Gesellschaft, in der alternde Generäle und grauhaarige Parteikader das Sagen haben.

Ob die junge Frau allerdings nur Kims engste Verbündete ist oder gar seine potenzielle Nachfolgerin, darüber gibt es unterschiedliche Expertenmeinungen. Durch ihre Adern, so besingt es die Staatspropaganda und Kim-Mythologie, fliesst immerhin das «revolutionäre Paektu-Blut» ihres Grossvaters und Staatsgründers Kim Il Sung, der in Nordkorea immer noch wie ein Gott verehrt wird.

Die nächste Nummer eins?

Als dessen Enkelin könnte sie eine potenzielle Kandidatin sein, falls ihr Bruder irgendwann abtreten müsste oder stirbt. Als der im April wochenlang von der Bildfläche verschwunden war und alle Welt über seine Gesundheit spekulierte, da sprossen die Gerüchte über Kim Yo Jongs mögliche Rolle an der Spitze des isolierten Staates. Kim Jong Uns drei Kinder sind zu jung, und die Macht muss in der Familie bleiben, so will es die Staatsphilosophie.

Kims Vater und auch Grossvater hatten beide jeweils Geschwister in hohe Positionen befördert. Jemand, der kein Konkurrent ist, sondern ein Platzhalter, der die Geschäfte führt, bis der Führer selbst oder seine Söhne bereit wären, das Ruder wieder zu übernehmen. Diese Rolle kann Kim Yo Jong sicher spielen. Dass sie aber als junge Frau in einem konfuzianischen, männerdominierten System wie Nordkorea den Mantel des obersten Führers überstreifen kann, ist unwahrscheinlich.

Doch es gibt noch eine andere mögliche Rolle für Kim Yo Jong, die neuerdings an ihres Bruders statt die Feindseligkeiten gegenüber Seoul und Washington anheizt: Möglich, dass der ihr die kriegstreiberischen Worte und Aktionen überlässt, um selbst flexibel zu bleiben. Im Augenblick mag das Säbelrasseln nach aussen für das Regime in Pjöngjang sinnvoll sein, weil die Wirtschaft mehr denn je wackelt oder weil auch hier Corona für Instabilität sorgt. Doch wenn Kim Jong Un irgendwann seinen Kurs wieder ändern möchte, wäre seine Schwester womöglich ein verzichtbares Bauernopfer. ○



Politischer Nahkampf.

Das Elend der SVP

Die grösste Partei der Schweiz findet einfach keinen Präsidenten.
An der Basis gehen die Emotionen hoch.

Von Hubert Mooser

Als SVP-Präsident Albert Rösti vor Weihnachten 2019 bekanntgab, sein Amt auf die nächste Delegiertenversammlung abzutreten, erwischte er die Partei auf dem falschen Fuss. Dass der Berner Oberländer nach den verpatzten eidgenössischen Wahlen und interner Kritik von SVP-Doyen Christoph Blocher so schnell klein beigab, überrascht alle.

Ein potenzieller Nachfolger stand nicht bereit, viele bei der SVP waren jedoch überzeugt, jetzt übernehme die Frohnatur aus dem Kanton Schwyz, Nationalrat und Bauer Marcel Dettling, das Ruder. Dettling gilt als Wunschkandidat der engsten SVP-Führungsriege. Nach einem Gespräch mit der SVP-Findungskommission im März sagte er ab. Die Anforderungen seien mit seiner familiären und beruflichen Situation derzeit nicht kompatibel.

Seither bewirtschaften einzelne Medien die Suche nach einem Rösti-Nachfolger wie ein

Drama, das sie Woche für Woche im Stil einer Seifenoper mit einer neuen Episode weitertreiben. So berichtete der *Sonntagsblick* am letzten Wochenende, dass die Findungskommission unter dem früheren SVP-Fraktionschef Caspar Baader die Aarburger Nationalrätin Martina Bircher angefragt habe.

Die 36-jährige Aargauerin, die erst 2019 in den Nationalrat gewählt wurde, brachte es vor Jahren zu nationaler Berühmtheit, als sie als Sozialvorsteherin von Aargurg auf die horrenden Kosten der Asylpolitik für ihre Gemeinde hinwies. Laut Eingeweihten war es alt Nationalrat Ernst Hasler, ebenfalls Mitglied der Findungskommission, der Bircher zum Thema machte. Der zweite Name, der gleichzeitig aufs Tapet kam, ist jener des langjährigen St. Galler Nationalrats Roland Büchel. Eigentlich meldete der Ostschweizer schon im Februar Ambitionen an. Aber offen-

bar hat das damals niemand richtig ernst genommen.

Heer und Glarner wären bereit

Ist die Suche nach einem SVP-Präsidenten tatsächlich ein Drama? «Von einem Drama könnte man reden, wenn die SVP keine Kandidaten hätte», sagt der Luzerner Nationalrat Franz Grütter, der selber auch schon als Präsident im Gespräch war. «Aber das ist ja bekanntlich nicht der Fall.» Der frühere Zürcher Kantonalpräsident und Nationalrat Alfred Heer hat schon früh seine Ambitionen offengelegt. Auch Andreas Glarner, der amtierende Aargauer SVP-Präsident, ist bereit, das Amt zu übernehmen. Beide wären in der Lage, diesen Job auszuüben. Beide haben bei der SVP eine breite Fangemeinde.

Heers Stärke ist der politische Nahkampf, wo er seine verbale Schlagfertigkeit optimal

ausspielen kann. Glarner ist ein Scharfmacher, der mit einer Brandrede einen ganzen Saal einschwören kann. Beide gelten als unverdächtig, was das Spekulieren auf höhere Staatsämter angeht. Das ist bei der SVP nicht ganz unwichtig. Bei Röstli stand immer auch der Vorwurf im Raum, er schiele auf das Amt eines Bundesrats.

Aber eben: Glarner hat wegen seines manchmal etwas ruppigen Stils ein Imageproblem, Heer markiert zuweilen Distanz zur Parteiführung. Deshalb stehen die beiden in der Gunst des inneren SVP-Führungszirkels nicht ganz oben, wenn es um die Neubesetzung des SVP-Parteipräsidiums geht.

Ist es Zweckoptimismus?

Das muss man jedenfalls annehmen, weil die Findungskommission bei anderen Kandidaten sondiert. Präsident Baader lässt sich aber nicht in die Karten blicken. Wer sich bei ihm nach dem Auswahlprozedere erkundigt, bekommt

«Das Präsidium ist ein Knochenjob, mit einer Familie und Berufsleben fast nicht mehr zu stemmen.»

zur Antwort, man habe geeignete Kandidaten. «Einzelne sind bekannt, andere nicht.» Baader dementiert, dass die Findungskommission wochenlang potenzielle Kandidaten abtelefoniert habe. Während der letzten Wochen sei wegen der Corona-Krise nicht viel gelaufen. «Wir wollen es jedoch anders machen als die SP, bei der man die Kandidaten bereits kennt. Wir klären zuerst intern den Sachverhalt ab, danach gehen wir an die Öffentlichkeit.» Man werde dem Parteileitungsausschuss vor der Delegiertenversammlung vom 22. August eine Auswahl an guten Kandidaten vorschlagen.

Ist das Zweckoptimismus? Oder versucht die SVP, die harzige Suche nach geeigneteren Kandidaten als Heer und Glarner als leuchtendes Beispiel innerparteilicher Demokratie zu verkaufen? Marcel Dettling, Mitglied des Parteileitungsausschusses, fände es gut, wenn die SVP ihren Delegierten eine Auswahl an Kandidaten präsentieren würde. Der Ostschweizer Roland Büchel überlegt sich eine Kandidatur nur deshalb, weil er den Delegierten eine Auswahl bieten will. Das eigentliche Drama ist jedoch, dass mit jedem neuen Namen, der in die Medien sickert, die bestanden Kandidaten Heer und Glarner brüskiert werden – weil damit insinuiert wird, sie seien als Parteichefs eigentlich nicht erwünscht.

Vorläufig machen die beiden gute Miene zum bösen Spiel. Würde der Parteileitungsausschuss nach Sichtung der Kandidaturen zum Beispiel die Wahl Birchers empfehlen, wäre wohl endgültig Feuer im Dach. Schon jetzt, nachdem der Name der Aarburgerin in den Medien aufgetaucht ist, gehen im Aargau die Emotionen

hoch. Die Parteioberen suchten nur eine Marionette, die man in die gewünschte Richtung dirigieren könne, schimpfen Parteisolddaten, wenn man sie auf Bircher anspricht. Es würde auch niemanden verwundern, wenn Heer oder Glarner plötzlich genervt ihre Kandidatur zurückziehen würden.

Dabei müsste sich die SVP-Corona eigentlich fragen, weshalb von ihren Spitzenleuten niemand das Präsidium anstrebt. Immerhin geht es um die mit Abstand wählerstärkste Partei im Lande. Liegt es am fehlenden Gestaltungsspielraum? Liegt es an den vielen Baustellen, welche das neue Zugpferd anpacken müsste? Liegt es am Geld?

Vom Berner Ständerat Werner Salzmann, nach Dettling ein weiterer Wunschkandidat, heisst es, er habe die Übernahme des Parteipräsidiums von einer etwas überrissenen Forderung abhängig gemacht. Seine Kandidatur scheiterte also am Geld. Für Nationalrätin Sandra Sollberger aus dem Baselbiet geht der eigene Malerbetrieb vor. Franz Grütter liess sich zwar für den Job eines Stabschefs bei der SVP einspannen. Er soll den Kontakt zu den Kantonalsektionen intensivieren. Er sei aber zeitlich zu stark in seiner Firma engagiert, als dass er auch das Präsidium übernehmen könne, liess er wissen.

Als die Liste der Absagen immer länger wurde, kamen neue und unerwartete Kandidaten ins Spiel, wie zum Beispiel der Berner SVP-Nationalrat Adrian Guggisberg, der wie Bircher erst seit wenigen Monaten im Nationalrat sitzt. Auch er wollte nicht. Dann gab es innerparteiliche Fouls: Kaum war SVP-Bankier Thomas Matter im Gespräch, mischte sich Bundesrat Ueli Maurer ein. Millionäre seien nicht geeignet, die Partei zu führen, sagte er. Für alle war klar, dass der Spruch auf eine eventuelle Kandidatur von Bankier Matter gemünzt war.

Jeder hat seine eigene Agenda

Einen derartigen Knorz bei der Suche nach einem Kandidaten ist sich die SVP nicht gewohnt. Bisher ging die Nachfolge an der Parteispitze immer glatt über die Bühne und wurde von langer Hand vorbereitet. Mitte der neunziger Jahre übernahm Ueli Maurer von Hans Uhlmann, 2008 Toni Brunner von Maurer, 2016 Albert Röstli von Brunner. Das alles war lange vorher abgesprochen und organisiert. «Die SVP zahlt heute den Preis dafür, dass ihre Politiker mehr als in anderen Parteien Milizparlamentarier sind. Viele haben einen Betrieb und können ein zeitintensives Amt wie das Parteipräsidium der SVP Schweiz nicht ausüben», sagt ein Berner Polit-Beobachter.

«Das Präsidium ist ein Knochenjob, mit einer Familie und Berufsleben fast nicht mehr zu stemmen», sagt auch Albert Röstli. Da gehe die gesamte Freizeit drauf. Früher habe auch nicht jeder auf ein höheres Staatsamt spekuliert, sagt ein anderer. Viele SVP-Vertreter hätten eine

eigene Agenda und einen Job als Bundesrat, Regierungsrat oder Ständerat im Visier. Wer solche Pläne habe, könne dann nicht mehr unbefangen auftreten und die SVP-Positionen öffentlich kompromisslos verteidigen.

Zu dominant, zu rechthaberisch

Ein Stück weit dürfte auch eine gewisse Verunsicherung dabei mitspielen, dass sich niemand mehr richtig nach vorne wagt. Lange Jahre gab es mit Präsident Toni Brunner, Fraktionschef Adrian Amstutz und Generalsekretär Martin Baltisser ein starkes Führungstrio. Auch Übervater Christoph Blocher, der die Partei zu dem gemacht hat, was sie heute ist, war in Bern noch stärker präsent. Heute hänge vieles allein am Präsidenten, der den Karren ziehen müsse, sagt ein früherer Parteifunktionär.

Die Harmonie im derzeitigen Führungsgremium war ausserdem schon besser als heute. Gerade mit der Chefin der Ems-Chemie, Magdalena Martullo-Blocher, kam eine starke Figur in den Parteileitungsausschuss, mit der es nicht alle können. Besonders ihr etwas forscher Stil kommt nicht gut an. Zu dominant, zu rechthaberisch sei sie. Egal, ob es um 5G-Antennen gehe oder landwirtschaftliche Direktzahlungen, sie wisse alles besser. Andere finden, sie sei es halt gewohnt, der Chef zu sein.

Alle sind indessen überzeugt, dass sie in Zukunft eine noch wichtigere Rolle in der Partei spielen werde. Darum heisst es auch, der nächste Präsident werde ein Chef von Martullo Gnaden sein. Am besten damit klar kommen Glarner und Heer. Von Heer heisst es sogar, seine Kandidatur werde von Martullo befürwortet. Liegt es daran, dass weder Glarner noch Heer der Blocher-Tochter im Licht stehen, wenn es um die Nachfolge von Bundesrat Ueli Maurer geht?

Wenn es oben nicht geigt, dann funktioniert es auch unten nicht mehr. Jetzt, wo die Themenkonjunktur gegen die Partei läuft, fehlt bei der Basis das Feuer. Der Partei gelingt es aber bei parlamentarischen Geschäften nicht mehr so gut, die Reihen zu schliessen. Bei der Abschaffung der Industriezölle, beim Ordnungsantrag von Fraktionschef Thomas Aeschi, die Frühlingssession abzubrechen, bei den Investitionskontrollen und der Hochpreisinsel Schweiz wurde die Fraktion entzweit. Beim Vaterschaftsurlaub gehen Kantonalsektionen eigene Wege.

«Die SVP braucht nicht nur einen Präsidenten, sondern ein Avenger-Team, in dem jeder seine individuellen Qualitäten ausspielen kann», sagt ein Polit-Berater. Er meint damit eine Gruppe von Superhelden, alles starke Individuen und Einzelkämpfer, die im Angesicht der Bedrohung zusammenstehen. Wer auch immer Röstlis Erbe übernimmt, wird ein schweres Erbe antreten. Er muss einer erfolgsverwöhnten Partei wieder Selbstbewusstsein einimpfen und sie auf die Erfolgsstrasse zurückführen – mit oder ohne «Avenger-Team». ○

Aus den Tiefen der Tradition

Eine der ganz grossen Uhrenmarken der Schweiz ist Zenith mit einer Geschichte wie ein Hollywoodspielfilm. Aufstieg, Niedergang, dann wieder Aufstieg. Wir treffen den wirbligen CEO Julien Tornare an gediegener Adresse im Berner Oberland. *Von Florian Schwab*

Wohl nirgends im Land hat die Corona-Wirtschaftskrise heftigere Spuren hinterlassen als in Interlaken. Im April und Mai finden sich traditionell Scharen von indischen Touristen ein, später kommen die Chinesen. Der kometenhafte Aufstieg des Berner Oberlands im internationalen Tourismus ist zu einem guten Teil der Kundschaft aus Asien zu verdanken. Dementsprechend geht an diesem Ort die Uhrenindustrie eine gelungene Symbiose mit dem Tourismus ein: Das lokale Fachgeschäft Kirchhofer gehört zu den verkaufstärksten Vertretern seiner Zunft.

Doch dieses Jahr ist alles anders. Im Foyer des Hotels «Victoria Jungfrau», des traditionsreichen Fünfsternerhauses am Platz, treffen wir Julien Tornare, den CEO der Uhrenmarke Zenith. Er kommt gerade von einem Mittagessen mit Geschäftsleuten von Kirchhofer. Für ihn ist es eines der ersten Treffen mit Vertretern aus dem Fachhandel, seit wieder so etwas wie Normalität eingekehrt ist. Nur vereinzelte Gäste, vor allem aus der Schweiz und dem angrenzenden Ausland, bevölkern die Hotellobby, doch die traditionelle Uhrenkundschaft bleibt aus. «Wir müssen bereits jetzt Pläne schmieden für die Zeit der Markterholung», sagt Tornare. Es sei ihm wichtig, den Kontakt zu den Händlern zu bewahren und die gemeinsame Zukunft hoffnungsfroh anzugehen.

Wie ein Tourbillon

Der 47-Jährige, aufgewachsen in Genf, hat sein ganzes Berufsleben in der Uhrenindustrie verbracht. Ende der 1990er Jahre stieg er bei Raymond Weil ein, später war er siebzehn Jahre lang bei Vacheron Constantin tätig, davon die letzten sechs Jahre als CEO. Vor drei Jahren nahm Tornare dann die Herausforderung an, die Uhrenmarke Zenith zu leiten. Das Unternehmen mit eigener Manufaktur in Le Locle NE war 1999 vom französischen Luxusgüterkonzern Moët Hennessy – Louis Vuitton SE (LVMH) gekauft worden, fristete aber die längste Zeit ein eher unauffälliges Dasein im weitverzweigten Portfolio des Konzerns.

Als der grosse Hublot-Neuerfinder Jean-Claude Biver im Jahr 2014 als Chef der Uhrensparte von LVMH einen Manager für den Rohdiamanten Zenith suchte, wurde er fündig:



Optimismus und Motivation: Manager Tornare.

Julien Tornare. Das Unternehmen Zenith verdankt seine Attraktivität bei technisch anspruchsvollsten Kunden vor allem dem legendären Uhrwerk «El Primero». «Die Aufgabe, zusammen mit Biver bei Zenith eine ähnliche Erfolgsgeschichte wie bei Hublot zu schreiben, fand ich äusserst reizvoll», erinnert sich Tornare.

Wie ein Wirbelwind (französisch *tourbillon*) fuhr Tornare bei Zenith ein: Unter seiner Führung modernisierte die Marke ihr Produktportfolio und wurde wieder zu einer weltweit wahrnehmbaren Grösse der Schweizer Uhrenindustrie. Mit dem starken LVMH-Konzern im Rücken lancierte Zenith Dutzende von neuen Modellen und limitierten Editionen. Als umgänglicher Mensch mit einem sicheren Instinkt für Marketing jettete Tornare um die ganze Welt, um die Botschaft zu verbreiten: «Zenith ist zurück».

In der Fachwelt und am Markt wurde das Comeback schnell registriert; die Umsätze wuchsen. «Vor der Corona-Krise waren wir fast so weit, dass wir wirtschaftlich wieder auf eigenen Beinen stehen konnten», sagt Tornare. Das Jahr 2020

sollte «das Jahr werden, in dem wir die nächste Ebene erreichen». Es fing gut an. An der Uhrenmesse in Dubai Anfang Januar präsentierte Zenith vielbeachtete Neuheiten, die reisenden Absatz fanden.

Doch dann kam die Corona-Krise. Die Manufaktur in Le Locle musste für gut einen Monat schliessen, weitere Produktlancierungen wurden zurückgestellt. Eine wichtige Ausnahme: die Chronomaster Revival A386 Manufacture Edition, ein Chronograf mit dem berühmten «El Primero»-Uhrwerk und einem ganz besonderen Zifferblatt in drei Blautönen. Die Vorlage für das Design hatten altgediente Zenith-Mitarbeiter auf dem Estrich der Manufaktur in Le Locle entdeckt. Tornare und sein Team entschieden, dass diese Uhr nur persönlich in der Manufaktur erworben werden könne. «Jeder Besitzer dieser Uhr sollte gesehen haben, wo sie erfunden wurde», so Tornare.

Fordernde und kooperative Führung

Blitzschnell passte sich Julien Tornare der Situation im Shutdown an. Als erste Uhrenmarke führte er Instagram-Sessions mit Markenbotschaftern wie dem britischen DJ Carl Cox und Kunden durch. Es sollten insgesamt über 45 solche Sessions werden. Ausserdem hielt Tornare jeden Tag um neun Uhr eine Videokonferenz mit seinen direkten Untergebenen ab. «Es war mir wichtig, dass unser Team diese Zeit gemeinsam durchlebt.» Er habe sich bemüht, gegenüber seinen Mitarbeitern stets Optimismus und Motivation zu versprühen, «trotz der katastrophalen Nachrichtenlage um das Virus». Tornares Managementstil gilt als fordernd und zugleich als kooperativ. Von autoritärer Führung und von Mikromanagement halte er nichts, sagt er.

Das Comeback von Zenith wurde durch die Krise etwas zurückgeworfen. «Aber ich bin zuversichtlich, dass wir spätestens nächstes Jahr dort stehen, wo wir schon dieses Jahr sein wollten.» Langfristig rechnet der Uhrenchef damit, dass das Unternehmen zwei- bis dreimal mehr Umsatz erzielen könne als 2019. Die Schweizer Uhrenindustrie habe nach wie vor ein sehr hohes Wachstumspotenzial. «Aber es würde helfen, wenn wir alle, von der kleinsten Manufaktur bis zu den grossen Herstellern, an einem Strick ziehen würden.» Der Wettbewerb zwischen den Marken und ihren Uhren sei sehr inspirierend, «aber für unsere gemeinsamen Interessen müssen wir gemeinsam kämpfen».



Lancierung trotz Corona: Chronomaster Revival.

Sie ist ihre eigene Minderheit

Die Genfer Nationalrätin Stéfanie Prezioso Batou ist die am weitesten links stehende Nationalrätin der Schweiz, ausserdem Professorin für Zeitgeschichte in Lausanne. Was treibt sie an? Ein Besuch.
Von Hubert Mooser

Spätestens seit der Revision des CO₂-Gesetzes ist ihr Name allen Nationalrätinnen und Nationalräten geläufig: Stéfanie Prezioso Batou, 51, Nationalrätin der linken Bewegung Solidarités. Obwohl sie nicht der Umweltfachkommission (Urek) angehört, zündete die Genferin bei dieser Debatte ein wahres Feuerwerk an Einzelanträgen. «Die Klimadebatte ist ein zentrales Thema der Solidarités», sagt sie später im Gespräch mit der *Weltwoche* auf der Terrasse der BEA-Halle in Bern. Ich wollte mit meinen Anträgen vor allem den Forderungen der Klimajugend Gehör verschaffen.»

Viel blieb davon in den Köpfen nicht hängen. Mit ihren Einzelanträgen blitzte Prezioso Batou hochkant ab. Selbst die eigene Fraktion, die Grünen, tat sich zeitweise schwer mit ihr, weil die Politikerin sich gegen sie profilierte. Das war zum Beispiel der Fall, als Prezioso Batou Banken und Versicherungen bei der Reduktion von CO₂-Emissionen stärker in die Pflicht nehmen und Gewinne konfiszieren wollte, sollte die Revision die verordneten Reduktionsziele verfehlen. Fraktionskollege Christophe Clivaz hatte einen eigenen, weniger restriktiven Vorschlag im Rennen. Und so kam es, dass nur sie für ihren Vorschlag stimmte.

Das war auch der Moment, als das Parlament auf die Genferin in der vordersten Reihe des Ratsaals aufmerksam wurde. Denn eine Nationalrätin, die ihre eigene Minderheit darstellt, und das nicht nur einmal am Tag, das sieht man in Bern nicht oft. «Wenigstens wissen wir jetzt, wo sie sitzt», lästerte CVP-Nationalrat Leo Müller, nachdem auf der Anzeigetafel nur ein einziger roter Punkt aufgeleuchtet war, das war auch schon die ganze Zustimmung zum Antrag Stéfanie Prezioso Batou. Sie selber findet: «Wenn man allein ist, um die Welt zu retten, ist das ein bisschen ärgerlich.» Ihr sei es aber vor allem wichtig, dass man sie als Vertreterin der Basis wahrnehme. Die Frage ist bloss: welcher Basis?

Trotzkisten und Leninisten

Die Genfer Nationalrätin ist sozusagen der lebende Beweis dafür, dass die extreme Linke die Klimabewegung vereinnahmt hat. Ihre Bewegung Solidarités ist eine Art Sammelbecken von Trotzkisten, Leninisten, Globalisierungsgegnern und Drittweltaktivisten. Solidarités engagiert sich unter anderem für den Klimaschutz, für die Gleichstellung von Mann und Frau und gegen die Globalisierung. Sie gehört zum linken Genfer Bündnis «Ensemble à Gauche» (Gemeinsam nach links), einer Koalition von Grup-



Welche Basis? Politikerin Prezioso Batou.

pierungen, die im letzten Herbst mit einer gemeinsamen Liste in die eidgenössischen Wahlen stiegen. Zum Bündnis gehört auch die kommunistische Partei der Arbeit (POP).

Stéfanie Prezioso Batou führte dabei die gemeinsame Liste an, ihren Sitz erhielt sie aber erst nach dem Wahlverzicht von zwei weiteren Kandidierenden, Jocelyne Haller und Jean Burgermeister, die mehr Stimmen erzielt hatten als sie. Das gab in Genf viel zu reden, man sprach von Wählertäuschung. «Jocelyn Haller wollte nicht nach Bern. Gleichzeitig wollte sie nur zugunsten einer Frau verzichten», erklärt Prezioso Batou.

Beruflich ist sie Assistenzprofessorin an der Universität Lausanne, wo sie Zeitgeschichte lehrt. Der Vater ist Neapolitaner, die Mutter Sizilianerin. Die Eltern lernten sich in La Chaux-de-Fonds kennen, wo der Vater in der Uhrenindustrie und die Mutter als Schneiderin arbeitete. Dort wurde Prezioso Batou auch geboren.

Als sie neun Jahre alt war, zog die Familie nach Yverdon in den Kanton Waadt, und aus Stefania wurde Stéfanie. 2002 doktorierte sie mit einer Arbeit über den italienischen Antifaschisten Fernando Schiavetti und bekam dafür einen Preis. Wegen der Liebe ihres Lebens verschlug es sie nach Genf. Der Traummann, das ist Jean Batou, Honorarprofessor an der Universität

Lausanne und Genfer Grossrat. Er sei ein brillanter Rhetoriker, sagen selbst seine Gegner.

Seitenhieb gegen die Konkurrenz

Jean Batou ist gewissermassen der Chefideologe von Solidarités, seine Gattin Stéfanie Prezioso Batou die Speerspitze der Bewegung in Bern. Sie gehört im Bundesparlament der Bildungskommission (WBK) an und hat bereits einen ganzen Strauss an Vorstössen eingereicht. In diesen predigt sie häufig Gerechtigkeit und Menschenrechte.

So verlangt sie Massnahmen gegen Unternehmen, die Siedlungen auf palästinensischem Territorium fördern oder unterstützen. Sie engagierte sich zudem für den Friedensprozess in Kolumbien, für die Einhaltung der Menschenrechte im Iran und für mehr Entwicklungshilfe. In Zusammenhang mit dem Coronavirus verlangte sie kostenlose Tests für die gesamte Bevölkerung und 100 Prozent Entschädigung bei Kurzarbeit.

Die Regeln des Parlamentsbetriebs hat sie aber noch nicht ganz im Griff. Der Genfer Ständerat Carlo Sommaruga (SP) gab ihr höflich, aber bestimmt zu verstehen, dass es sich nicht schicke, ihre Vorstösse, die sie als Nationalrätin tätige, zum Unterschreiben auch an Ständeräte zu adressieren. Ein kleiner Seitenhieb gegen die linke Konkurrenz. ○

Rosenkrieg am Zürichberg

Die Kurzzeit-Gattin eines Multimillionärs beschäftigt seit acht Jahren die Gerichte. Jüngste Eskalation: 4,5 Millionen Franken Alimente reichen der Frau nicht. Es droht eine Strafe wegen «Vernachlässigung der Unterhaltspflichten». Von Alex Baur

Um 8.34 Uhr begann die Einvernahme, eine halbe Stunde später, um 9.10 Uhr, beendete die Zürcher Staatsanwältin die Befragung mit der Ankündigung, sie werde nun wegen «Vernachlässigung von Unterhaltspflichten» Anklage erheben. Erfolglos hatte Toni Caminada (Name geändert) der Ermittlerin erklärt, dass er seiner Ex-Frau in den acht Jahren, seit er ausgezogen war, insgesamt 4 454 550 Franken an Alimenter bezahlt hatte, alles sauber dokumentiert. Lediglich während zweier Monate hatte er den monatlichen Unterhalt (inklusive Wohnkosten) von rund 45 000 auf 30 000 Franken reduziert. Er verrechnete damit einen Betrag, den er ihr gemäss einem vollstreckbaren Gerichtsurteil zuvor zu viel bezahlt hatte. Not musste deshalb weder seine ehemalige Partnerin, die ein Vermögen von mehreren hunderttausend Franken versteuert, noch die gemeinsame Tochter leiden. Caminada hatte den Abrechnungsmodus zuvor mit seinem Anwalt besprochen, der diesen für gut befunden hatte.

Doch ihm kam es vor, als würde er gegen eine Wand sprechen. Die Staatsanwältin ging gar nicht auf seine Argumente ein, sie hakte nicht nach, spulte einfach den vorbereiteten Frage-

Nach der Trennung mutierte die erfolgreiche Unternehmerin sofort zur hilflosen Hausfrau.

catalog ab. Offensichtlich stand der Ausgang für sie von Anfang an fest. Das Phänomen ist gerichtsnotorisch. In strittigen Fällen wird einfach mal Anklage erhoben. Nicht weil die Staatsanwälte an ein schuldhaftes Verhalten glauben, sondern weil sie sich damit lästige Arbeit vom Hals schaffen. Das Verfassen einer Nichtanhandnahme- oder Einstellungsverfügung, die ohnehin angefochten wird, wäre aufwendiger. Sollen sich die Gerichte mit dem Kleinkram befassen.

Villa für 11 Millionen

So wird der erfolgreiche Unternehmer Toni Caminada, der sich sein Leben lang nichts Strafbares hatte zuschulden kommen lassen, mit seinen 72 Jahren wie ein Verbrecher die Anklagebank drücken müssen. Es droht eine Freiheitsstrafe von maximal drei Jahren. Alleinerziehende Mütter, die sich mit dem Existenzminimum begnügen müssen, mögen sich die Haare raufen. Doch die gegenwärtige Anklage ist nur eine von vielen juristischen



Die Frau liess ausrichten, dass sie «lediglich» rund 20 000 Franken pro Monate bekomme.

Fisimatenten, die sich die Ex-Frau im Scheidungskrieg leistet, finanziert mit seinem Geld natürlich. Seit acht Jahren wird schon prozessiert, ein Ende ist noch lange nicht in Sicht. Immerhin geht es um Millionenbeträge.

Dabei hatte die Ehe gerade mal drei Jahre gedauert, mit Unterbrüchen notabene. Die zwanzig Jahre jüngere Frau hatte schon vorher für seinen Familienkonzern gearbeitet. Gegen allen Widerstand langjähriger Mitarbeiter und seiner Nachkommen aus erster Ehe hatte er sie 2009 nach der Heirat zu seiner Stellvertreterin im Konzern gemacht. Es kam nicht gut. Nach eineinhalb Jahren war nicht nur die Ehe zerrüttet, auch in den Betrieben herrschte Krisenstimmung. Doch just in die-

sem Moment wurde sie schwanger. Man raufte sich wieder zusammen, der gemeinsamen Tochter zuliebe. Doch es ging nicht. Als die Kleine sieben Monate alt war, zog Caminada Anfang 2012 definitiv aus der Villa aus.

Allerdings zügelte Toni Caminada nur hundert Meter entfernt in seinen früheren Wohnsitz. Auch wenn es mit der Frau nicht klappte, dachte er sich, wolle er wenigstens ein guter Vater für die gemeinsame Tochter sein. Nach der Trennung hatte er sich mit seinen Nachkommen und seiner ersten Frau versöhnt, die nun schrittweise wieder die Verwaltung des Firmennetzes übernahmen. Er würde damit der Kleinen alle Zeit der Welt widmen können. Nichts sollte dem Kind fehlen. Seine Villa am

Zürichberg, deren Wert auf rund elf Millionen Franken geschätzt wird, überliess Caminada zur Nutzung seiner Noch-Gattin.

Managerin mutiert zur Hausfrau

Die Kindsmutter hatte früher gearbeitet und als Unternehmerin gut verdient, doch nach der Trennung mutierte sie sofort zur hilflosen Hausfrau, die nichts zu ihrem Lebensunterhalt beitragen kann. Die Justiz verkürzte Caminada, ihr neben einer Abfindung von mehreren hunderttausend Franken und den geschätzten Wohnkosten (all-inclusive) von monatlich 25 000 Franken jeden Monat gut 20 000 Franken für den Lebensunterhalt zu überweisen. Doch das reichte der Frau

Jede Minute, die er mit seiner Tochter verbringen wollte, musste er gerichtlich erstreiten.

nicht. Sie hat sich bislang mit allen Rechtsmitteln gegen eine Einigung gewehrt. Mindestens ein halbes Dutzend Mal musste sich das Bundesgericht schon mit dem Fall befassen. Auch das Sorgerecht mag sie nicht mit ihm teilen. Jede Minute, die er mit seiner Tochter verbringen wollte, musste Toni Caminada gerichtlich durch alle Instanzen erstreiten. Zugleich blockierte sie damit auch die Scheidung.

Die Hinhaltestrategie macht durchaus Sinn, wenn man sich den Betrag vor Augen hält, den die Frau als noch nicht geschiedene Witwe bei seinem Tod geerbt hätte. Caminadas Vermögen wird auf über hundert Millionen Franken geschätzt. Ein Sechser im Lotto wäre ein Klacks dagegen. Die Frau mochte zu ihren Motiven keine Stellung nehmen. Als die *Weltwoche* mit ihr das Gespräch suchte, um ihre Sicht der Dinge anzuhören, schaltete sie sofort Anwälte ein.

Wenn es ihr Ziel war, die Scheidung im Hinblick auf ein Erbe zu blockieren, machte ihr Toni Caminada allerdings einen Strich durch die Rechnung. Am 14. Mai 2018 erwirkte er nämlich nach mehreren Anläufen durch alle Instanzen beim Bundesgericht ein Piloturteil (5A—623/2017), welches die Ehe nach sechs Jahren Prozessiererei für geschieden erklärte, obwohl ein Ende der güterrechtlichen Auseinandersetzung noch nicht absehbar war. Einem Mann in seinem Alter sei es nicht zuzumuten, so die höchstrichterliche Begründung, derart lange auf seine Freiheit zu warten. Caminada wohnt seither wieder mit der Mutter seiner ersten Kinder zusammen, welche inzwischen den Familienbetrieb übernommen hatten.

«Sexuelle Übergriffe» als Universalwaffe

Im Caminada-Konzern kehrte damit wieder Frieden und Ruhe ein. Doch im Scheidungskrieg wurde es nun richtig schmutzig. Bereits im November 2017 hatte die Frau den Verdacht

sexueller Übergriffe des Vaters auf seine sechsjährige Tochter eingebracht. Es handelt sich dabei um eine Art Universal-Giftwaffe, deren Einsatz bei Kampfscheidungen gang und gäbe ist und die nicht selten dazu führt, dass ein Vater den Kontakt zu seinen Kindern völlig verliert, auch wenn er nie wegen sexueller Übergriffe verurteilt wurde. Beweise sind nicht nötig, ein vage geäussertes Verdacht, der für eine Klage wegen falscher Anschuldigung oder übler Nachrede nicht ausreicht, kann diesen Zweck vollauf erfüllen.

In diesem Fall verding die Masche allerdings nicht. Sowohl das Zürcher Bezirks- wie auch das Obergericht erachteten es als völlig normal, dass ein Vater seiner kleinen Tochter beim Wechseln der Windeln den Intimbereich reinigt und vielleicht auch einer Fünfjährigen mal hilft, wenn sie das *Fudi* putzen muss. Es sei heutzutage auch kein Verbrechen mehr, musste sich die Mutter von den Richtern belehren lassen, dass ein Kind seinen Vater nackt in der Badewanne sieht. Am 23. März 2018 bestätigte das Bundesgericht (Urteil 5A—6/2018) die Abweisung der verheerenden Verdächtigungen mit ungewohnt deutlichen Worten und qualifizierte die ausufernde Auseinandersetzung als «Rosenkrieg».

«Vollstreckbar» ist nicht «rechtskräftig»

Doch die Kindsmutter gab sich nicht geschlagen. Das Kind besuchte mittlerweile die Primarschule. Als es nun darum ging, die Übernachtungen und Ferien mit dem Vater etwas auszuweiten, brachte sie die angeblichen Übergriffe erneut auf den Tisch. Sie setzte sich damit nicht durch, am 2. April 2019 blitzte sie letztmals am Bundesgericht (Urteil 5A—530/2018) ab. Doch kaum war die Regelung rechtskräftig, folgte die eingangs erwähnte Strafanzeige wegen angeblicher Unterlassung der Unterstützungspflichten.

Die Frau liess über ihren Anwalt ausrichten, dass sie monatlich lediglich rund 20 000 Franken Unterhalt bekomme. Die 25 000 Franken für die freie Nutzung der Villa sei eine freiwillige Leistung von ihm, die nicht den Alimenten zugeschlagen werden dürfe. Er habe ihr während zweier Monate bloss 5181 Franken bezahlt, womit zwar der Unterhalt des Kindes gedeckt gewesen sei, nicht aber ihr Existenzminimum. Der Gerichtsentscheid, auf den er sich stützte, sei zwar «vollstreckbar», aber noch nicht «rechtskräftig» gewesen. Seine Mandantin habe Caminada offeriert, die Strafanzeige zurückzuziehen. Er hält dem entgegen, dass dies mit einer Kostenübernahme und damit einer für ihn inakzeptablen Schuldanererkennung verbunden gewesen wäre.

Unter dem Strich brachte die Prozessiererei beiden Parteien wenig ausser Leid und Ärger. Nur eines steht in solchen Fällen von Anfang an fest: Die Anwälte gewinnen immer, die Verlierer sind in der Regel die Kinder. ○



Inside Washington

Boltons Rache

Ein Platz in Trumps Team garantiert neben Ärger vor allem – eine klingelnde Kasse.

John Boltons 500-seitiges Enthüllungsbuch «The Room Where It Happened», gespickt mit pikanten Details aus achtzehn Monaten Dienst als Präsident Trumps Nationaler Sicherheitsberater, ist raus, und die Kritiken hageln rein. Die *New York Times* beschreibt das Leitmotiv des Konvoluts als «schwärende Obsession mit seinen Feinden» und Boltons Beitrag auf dem überfüllten Regal des Anti-Trump-Genres als «berstend vor Selbstlob, auch wenn es primär davon Zeugnis ablegt, dass Bolton nicht in der Lage war, sehr viel zu erreichen».

Der *New Yorker* nennt Boltons Verriss «Washingtoner Abrechnung in epischem Ausmass». Wenn Bolton glaubte, seine literarische Streubombe würde ihm eine Riege von Topverehrern einbringen, hat er sich geirrt. Die elitäre Wochenzeitung spottet, Bolton erweise sich als «verbissener Kämpfer mit einem aufgeblasenen Ego und der Bereitschaft, anderen die Schuld für so gut wie alles zu geben». In einem oft zitierten Leckerbissen behauptet Bolton, Aussenminister Mike Pompeo habe ihm bei einem Treffen mit nordkoreanischen Beamten in Singapur eine Notiz gezeigt, auf die er geschrieben hätte, der Präsident sei «so voller Sch.». In Reaktion darauf nannte Pompeo Bolton einen «Verräter» und sein Buch, das Pompeo angeblich nicht gelesen hat, ein Kompendium von «Lügen, gesponnenen Halbwahrheiten und völligen Unwahrheiten». Der konservative Herausgeber Ben Domenech schreibt im Online-Magazin *The Federalist*, dass mindestens ein Bericht, von dem er Einzelheiten aus erster Hand kenne (die er frustrierenderweise nicht preisgibt), falsch sei.

Bolton schafft sich keine Freunde, aber er beeinflusst Buchkäufer und polstert sein Nest. Zwei Millionen Dollar Buchvorschuss hat er bereits in der Hand. Und zurzeit ist «The Room Where It Happened» Spitzenreiter auf der Sachbuch-Bestsellerliste von Amazon. *Amy Holmes*

Shitstorm im Wasserglas

Sandro Brotz, der Moderator der «Arena», hat eine kurvenreiche Journalistenkarriere hinter sich. Nachdem er einen Shitstorm ausgelöst hat, wandelt sich der einstige Boulevard-Haudegen nun gar zum öffentlichen Sittenwächter. Von Kurt W. Zimmermann

Als im Jahr 79 n. Chr. der Vesuv ausbrach, stiess der Vulkan über 500 Millionen Tonnen an Asche aus. Das ist ziemlich viel Asche.

Es entspricht, grob geschätzt, ungefähr der Menge an Asche, die sich der Journalist Sandro Brotz letzte Woche auf sein Haupt geschüttet hat.

Er habe «schlaflose Nächte» gehabt, sagte er etwa dem *Blick*. Er sei «bei einem Herzensanliegen gescheitert», sagte er der *Aargauer Zeitung*. Er habe «einige Dinge falsch angepackt», sagte er dem *Tages-Anzeiger*.

Brotz, der Moderator der «Arena» im Schweizer Fernsehen, trat einen Bussgang an, wie man ihn in den hiesigen Medien noch nicht gesehen hat. Der Grund war vergleichsweise läppisch.

Unter dem Titel «Jetzt reden wir Schwarzen» hatte Brotz die üblichen vier Protagonisten in seine «Arena» eingeladen. Doch nur einer davon, der Comedian Kiko, war tatsächlich schwarz. Also redeten vor allem die Weissen.

Versatzstücke der Revolverpresse

So *what?*, hätte man vor zehn Jahren noch zu dieser eher lässlichen Sendesünde gesagt. Heute bricht beim Mob der Guten und Gerechten umgehend ein gewaltiger Shitstorm los. Schon während der Sendung begann in den sozialen Medien der Sturm der Empörung zu heulen und steigerte sich schnell zum Orkan. Auch die klassischen Medien stimmten ein, denn auch für sie haben Twitter und Facebook mittlerweile die Funktion von Turboladern. Die Urteile zur Sendung reichten denn von «grotesk» (*Berner Zeitung*) bis «chaotisch» (*Sonntagszeitung*).

Der Aschehaufen auf dem Haupt von Brotz ist damit ein gutes Beispiel dafür, unter welchen Bedingungen heute Journalismus gemacht wird. Redaktionen stehen einer Öffentlichkeit gegenüber, die im Zustand der permanenten Empörungsbereitschaft ist. Das Publikum nutzt jede Möglichkeit, um sich hemmungslos zu entrüsten. Die Chance auf einen Shitstorm wird konsequent genutzt – von Mohrenköpfen bis zur «Arena». Diesem Mechanismus können sich Journalisten nicht mehr entziehen.

Dass der «Arena»-Moderator dann reumütig Besserung gelobte, ist diesem Umfeld der Unduldsamkeit geschuldet. Denn ansonsten ist Sandro Brotz nicht gerade der Typus des weichgespülten Opportunisten. In der Medienbranche hatte er sich schon früh die Reputation eines unzimperlichen Boulevardjournalisten eingehandelt.



Neuer Rekord an Resonanz: Journalist Brotz.

Den Ruf festigten vor allem seine acht Jahre, die er ab 2000 beim *Sonntagsblick* verbrachte. In seinen Storys jagten sich wöchentlich die Versatzstücke der Revolverpresse. Brotz schrieb unablässig über Geheimagenten, Prostituierte, Folterknechte, Giftmörderinnen, Terroristen, Sextäter, Rassisten und Neonazis. Seine grösste

Brotz, inzwischen 51-jährig, ist ein typischer Söldner, der von Garnison zu Garnison zieht.

Story war die sogenannte Fax-Affäre, eine dubiose Verschwörungsgeschichte um vermeintliche CIA-Gefängnisse in Europa. Der *Sonntagsblick* liess seinen Mann fürs Harte ungerne gehen, als er dann als Redaktionsleiter zu Radio 1 wechselte.

Brotz, inzwischen 51-jährig, ist ein typischer Söldner, der von Garnison zu Garnison zieht. Es gibt wenig andere Journalisten in der Schweiz, die in ihrer Karriere schon für so viele unterschiedliche Redaktionen gearbeitet haben. Brotz machte eine KV-Lehre und begann danach als Journalist bei der Zürcher Quartierzeitung *Vorstadt*. Dann war er bei Radio Z, bei TV Züri 1, bei Tele Züri, bei der «Rundschau», bei RTL Schweiz, beim *Sonntagsblick*, bei Radio 1, beim *Sonntag*, wieder bei der «Rundschau» und

schliesslich bei der «Arena». Die vielleicht interessanteste Zeit, sagt Brotz im Rückblick, war bei Radio 1. Einen neuen Sender aus dem Boden zu stampfen, gemeinsam mit Gründer Roger Schawinski, war auch für einen Söldner kein üblicher Alltagsjob.

Söldner haben eine Söldnermentalität. Sie wissen sehr genau, was die jeweiligen Truppen von ihnen erwarten. Bei den gefälligen Radio- und TV-Lokalsendern, bei denen er anfangs tätig war, gab Brotz jeweils den flinken und emsigen Allzweckreporter. Beim *Sonntagsblick* war er die Boulevardgurgel mit einem Flair für knallige Affären. Als stellvertretender Chefredaktor der ambitionierten Neulancierung *Sonntag* arbeitete er sich vertiefter ins Thema Politik hinein. Als Moderator der angriffigen «Rundschau» markierte er den harten, oft überharten Interviewer, eine letzte Reminiscenz an seinen früheren Haudegen-Stil.

Doppelter Wandel

Wenn man mit Arbeitskollegen über Brotz redet, dann kommen alle auf seinen doppelten Wandel zu sprechen, äusserlich wie innerlich. Zu seinen wilden Zeiten bei Ringier war er äusserlich ein Koloss von einhundert Kilogramm, der nach Arbeitsschluss den Gin Tonic nicht stehenliess. Dann wurde er zum durchtrainierten Sportstypen, heute dreissig Kilo leichter, der

Marathons und Triathlons absolvierte und Wasser trinkt.

Innerlich wandelte er sich ebenso. Brotz war lange Zeit der Prototyp des linkslastigen Journalisten, stets auf der Suche nach den schreienden Ungerechtigkeiten dieser Welt, die es durch schonungslose Aufklärung zu beseitigen galt. Mit wachsendem Alter und wachsender Karriere begann er sich zu entideologisieren, besonders in den letzten acht Jahren, seit er beim Fernsehen ist. Aus dem lauten Linken wurde zunehmend ein politischer Leisetreter.

«Meine politische Meinung hat niemanden zu interessieren», sagt er heute. Es ist dies ein Standardsatz prominenter SRG-Journalisten. Bei einem Sender, der durch Zwangsgebühren von links bis rechts finanziert ist, müssen die Aushängeschilder politisch korrekt und politisch neutral daherkommen.

Immerhin, eine Bemerkung legt Brotz dann noch nach. Die «Anliegen der Menschenrechte» seien seit je seine Leitlinie. Da klingt Gesinnung durch.

«Brotz hat geliefert»

Brotz, der sich früher über jeden publizistischen Knaller freute, hat inzwischen eine abgeklärte Ernsthaftigkeit entwickelt. Die «Arena» moderiert er seit einem Jahr mit bemerkenswerter Souveränität. Politiker aus der SVP wie der SP schätzen ihn. Überzeugend waren etwa seine dreizehn aufeinanderfolgenden Corona-Sendungen, in denen er den Verdacht auf Staatsfernsehen sauber widerlegte, indem er schon früh auch Shutdown-Kritiker aus der Wirtschaft vor die Kamera holte.

Die Panne mit den zu vielen Weissen im «Arena»-Studio traf ihn dann umso härter, weil sie ihn, den alten Kämpfer für Gerechtigkeit, fälschlicherweise als Rassismus-Ignoranten verortete. Er antwortete mit der Überreaktion eines Sittenwächters.

Eine Woche danach lud er ausschliesslich dunkelhäutige Gäste in seine Sendung ein. Das roch etwas sehr nach «Onkel Toms Hütte», wo paternalistische Weisse die Schwarzen gönnerhaft zu Worte kommen lassen. Aber egal, Brotz war beim Mob und bei den Kollegen rehabilitiert. «Brotz hat geliefert», lobten die Zeitungen, und auch aus den sozialen Medien kam Applaus.

Das ganze Tamtam um die Rassismus-«Arena» war ein Shitstorm im Wasserglas. Es bleibt dennoch ein prächtiges Beispiel für den gängigen Empörungsjournalismus. Über 150 Artikel sind allein in der Presse dazu erschienen. Für Brotz war es ein neuer Rekord an Resonanz. Die bisher höchste Medienpräsenz in seiner Laufbahn hatte er 2016, als er den syrischen Diktator Baschar al-Assad in Damaskus interviewte.

Man kann also getrost zusammenfassen: Ob die Studiogäste in Leutschenbach richtig zusammengestellt sind, ist schon etwas wichtiger als so ein gewöhnlicher Bürgerkrieg im Nahen Osten. ○

Notenbank

Finger weg von den Tresoren

Die 900 Milliarden Franken in der Bilanz der Nationalbank erzeugen gefährliche Begehrlichkeiten. Aber es gäbe einen vernünftigen Weg, die Notenbank aus den Verteilungskämpfen rauszuhalten. Von Rudolf Walser

Die Schweizerische Nationalbank (SNB) steht nicht erst seit dem Ausbruch der Corona-Krise in einem Verteilungskampf. Mit ihren ständig wachsenden Währungsreserven von inzwischen rund 900 Milliarden Franken und den darauf anfallenden, stark schwankenden hohen Erträgen weckt sie schon seit langer Zeit politische Begehrlichkeiten aller Art. Einmal wird nach der Schaffung eines aus den Währungsreserven alimentierten Staatsfonds gerufen. Dann wieder sollen die Gewinnüberschüsse der SNB für die Finanzierung von allerlei Staatsaufgaben, die von der Bildung, der Forschung und Innovation, dem Verkehr, der Digitalisierung über den Klimawandel und die soziale Wohlfahrt bis hin zur Kultur reichen, herangezogen werden.

Die SNB hoffte, diese Wünsche mit der Anfang März abgeschlossenen Zusatzvereinbarung, die die Gewinnausschüttung für die Geschäftsjahre 2019 und 2020 auf maximal vier Milliarden Franken erhöht, einstweilen befriedigen zu können («Spielraum kaufen», *Weltwoche* Nr. 10/20). Diese Hoffnung hat sich in der Corona-Krise, in der die Finanzen aller Staatsebenen unter Druck gerieten und die Sozialwerke in Schieflage abzugleiten drohen, wohl endgültig zerschlagen.

Immer lauter ertönen die Rufe nach dem Einsatz von SNB-Mitteln. So plädieren drei Ökonomenprofessoren für eine einmalige grosse Einlage der SNB in die AHV. Der Finanzminister und die wirtschaftspolitische Kommission des Nationalrates möchten künftige Ausschüttungen der SNB direkt für den Abbau der in der Corona-Krise stark ansteigenden Bundesschulden verwenden. Neuerdings macht sich Professor Reto Föllmi in der *NZZ* dafür stark, die zukünftig erwarteten Erträge der SNB, die er auf durchschnittlich fünfzehn Milliarden Franken pro Jahr schätzt, für Steuerrabatte zu verwenden. Die Überlegung dahinter ist, dass diese Verwendung weniger durch Interessengruppen instrumentalisierbar sei, ungeachtet der Tatsache, dass rund 40 Prozent der Steuerpflichtigen gar keine Bundessteuern mehr entrichten.

Vor diesem Hintergrund stellt sich immer dringender die Frage, wie die SNB aus diesem kaum zu stoppenden Verteilungskampf, der letztlich ihre Unabhängigkeit auszuhöhlen droht, wieder herauskommt.

Eine Lösung ist nur mit einem völlig neuen Ausschüttungsmodus möglich, wie ihn Avenir Suisse im Buch «Ideen für die Schweiz» 2013 vorgeschlagen hat. Zentral dabei ist, dass es keinen verbrieften Anspruch von Bund und Kantonen

auf Gewinnanteile der SNB mehr geben darf. Massgebend für die Gewinnermittlung und -verteilung sind deshalb ausschliesslich das Vertrauen und die Stabilität des Frankens, ein robustes Eigenkapital, ausreichende Rückstellungen für Währungs- und andere Risiken sowie die Unabhängigkeit des Noteninstituts. Die Kompetenzen dazu liegen ausschliesslich beim SNB-Direktorium. Ein darüber hinaus verbleibender Gewinn ist an einen Gewinnausschüttungsfonds ausserhalb der SNB zu überweisen, an dem der Bund zu einem und die Kantone zu zwei Dritteln beteiligt sind. Wichtig ist zudem, dass nur realisierte Gewinne ausgeschüttet werden dürfen. Bund und Kantone können sich im Interesse einer besseren Budgetplanung selbst über die Eckpunkte und die Verwendung der Ausschüttungen einigen. Die SNB wäre daran nicht mehr beteiligt. Eine Änderung von Art. 99 der Bundesverfassung, der die Geld- und Währungspolitik regelt, wäre nicht nötig.

Damit würden Vereinbarungen über die Gewinnablieferungen zwischen der SNB und dem Finanzdepartement, wie sie seit 1998 immer wieder verlängert und angepasst wurden, überflüssig. Diese sind ordnungspolitisch ohnehin fragwürdig, geht es doch in einer konsolidierten Betrachtung bei den Vertragsparteien um Körperschaften des gleichen Staatsgebildes, die keiner parlamentarischen Kontrolle unterliegen. Zu diesem Zweck bräuchte es eine Anpassung von Art. 31 Abs. 2 des Nationalbankgesetzes.

Schliesslich sollte auch die Idee der Alimentierung eines Staatsfonds aus den Mitteln der Währungsreserven der SNB endgültig begraben werden. Nicht nur würde die Auslagerung von Währungsreserven aus der SNB-Bilanz buchhalterisch erfordern, dass der Bund die SNB dafür entschädigt. Die Folge davon wäre, dass entweder die Staatsverschuldung anstiege oder die Auslagerung zu Lasten des Eigenkapitals der SNB ginge. Beides kann nicht im Interesse einer glaubwürdigen und stabilen Geldpolitik liegen.

Nur die radikale Änderung des Gewinnverteilungsmodus kann die SNB dauerhaft aus dem Verteilungskampf heraushalten. Die Geschichte lehrt, dass die Politik stets eine Gefangene der Zeitinkonsistenz ist, das heisst, ihre eigenen Versprechen ständig bricht oder vergisst. Deshalb können die Beteuerungen, dass es bei einer einmaligen Einlage in die AHV oder bei den vorgeschlagenen Steuerrabatten bleiben wird, nicht ernst genommen werden.

Rudolf Walser war Chefökonom bei Economiesuisse.

Tschetschenen in Frankreich

Vier Nächte lang brannte Dijon. Von einem Bandenkrieg zwischen Nordafrikanern und Tschetschenen um die Hoheit im Drogenhandel war die Rede. Bei der Friedensstiftung waren die Imame wirkungsvoller als die Polizei. Die gespenstischen Szenen werfen beklemmende Fragen auf. *Von Jürg Altwegg*

Im Nachhinein präsentieren sich die Dinge nicht ganz so, wie sie von den Bildern suggeriert wurden. Während nach der Ermordung von George Floyd weltweit gegen den «Rassismus der Polizei» demonstriert wird, spielten sich in der Kleinstadt Dijon zwischen dem 12. und 15. Juni Szenen ab, wie man sie in Paris oder Marseille nicht erlebt hat. Vier Nächte lang terrorisierten zwei Banden die Bevölkerung. Dutzende von Autos und eine Bar im Zentrum gingen in Flammen auf. Es wurde aus Kalaschnikows geschossen. Mit Eisenstangen, Baseball-Schlägern und gezückten Pistolen zogen vermummte Jugendliche durch die Strassen. Die Polizei schaute zu: Es sei ihr darum gegangen, die Bevölkerung zu schützen. Die vom sozialistischen Bürgermeister François Rebsamen angeforderte Verstärkung traf erst ein, als der Spuk vorbei war.

Das Viertel Les Grésilles entspricht nicht dem Bild Vorstellung einer sich selbst überlassenen Banlieue. Es gibt Geschäfte und Grünflächen. Es gibt ein Gymnasium, eine Mediathek und ein Schwimmbad. Seine Einwohner sind vielfach Marokkaner, die in den siebziger Jahren nach Frankreich kamen, um in der Autofabrik von Renault zu arbeiten. Inzwischen sieht man auch hier mehr verschleierte Frauen denn je. Die Jugendarbeitslosigkeit ist dramatisch hoch, der Drogenhandel floriert. Der damalige Präsident François Hollande besuchte Les Grésilles, um seinen Genossen Rebsamen im Wahlkampf 2014 zu unterstützen – der Bürgermeister hat beste Aussichten, am kommenden Sonntag im Amt bestätigt zu werden.

«Surrealistischer Friedensschluss»

Mit Tschetschenen gab es in Dijon nie Probleme. Rebsamen selbst hat «nie etwas von ihnen gehört». Bloss acht Familien sollen hier leben. Auch die Polizei wurde von den Ereignissen überrascht. Um sich ein Bild zu machen, klopfen die Beamten die Krankenhäuser ab. So kamen sie auf die Spur des 19-jährigen Tschetschenen Isran, der über eine Berufsmatur als Mechaniker verfügt. Er war vor der Shisha-Bar «Black Pearl» von einem Dutzend Araber zusammengeschlagen worden und hatte sich tags zuvor als Notfall behandeln lassen. «Sie steckten ihm den Lauf einer Pistole in den Mund», erklärte sein Vater den Medien: «Ich habe in Tschetschenen den Krieg erlebt. Wir sind geflüchtet, um solchen Szenen zu entkommen.» Mit Drogen habe sein Sohn nichts zu tun.

Sie kamen aus ganz Frankreich und aus Belgien, Deutschland und Österreich. Die Aufrufe



Verzweifelte Machtdemonstration nach der verlorenen Schlacht: Ausschreitungen in Dijon.

wurden auf Snapchat erlassen: «Wir wollen den Hunden von Dijon zeigen, wozu wir fähig sind, um unsere Brüder zu rächen.» Schon in der Nacht auf den Samstag zogen ihre Kommandos wie eine Miliz durch die Stadt. In der Shisha-Bar wurde alles kurz und klein geschlagen. Es gab zahlreiche Verletzte. Die Tschetschenen terrorisierten die ganze Stadt. Am Sonntagmittag wurden sie auf einem Sportplatz beim Picknicken gesehen. Sie hatten Türen aufgebrochen, um duschen zu können. Vergeblich forderte Rebsamen den Präfekten auf, sie zu umzingeln: Die Polizei hatte nicht genügend Leute zur Verfügung.

Am Nachmittag machten die Tschetschenen Jagd auf den für Jugend und Sport zuständigen Gemeinderat Hamid El Hassouni, der in Les Grésilles wohnt: «Ich sass mit Freunden auf einer Bank. Wir mussten fliehen und uns vier Stunden lang in einer Wohnung verschanzen. Die Tschetschenen waren wie eine militärische Einsatzgruppe organisiert. Ich fühlte mich in einen Wildwestfilm versetzt.»

Gegen 200 Tschetschenen im Alter zwischen zwanzig und fünfzig Jahren waren an den Streifzügen beteiligt. Erst als sie wieder weg waren, zogen die Araber auf die Strasse. Sie schossen in die Luft und steckten weitere zwei Dutzend Autos in Brand. Eine TV-Equipe wurde tödlich angegangen und das Auto eines Passanten gegen eine brennende Barrikade gefahren.

Es war die verzweifelte Machtdemonstration nach der verlorenen Schlacht.

Nochmals vier Tage später war endlich auch die Polizei bemüht, Präsenz zu markieren: Am Freitag vergangener Woche veranstaltete sie eine spektakuläre Razzia. Dutzende von Wohnungen wurden mit mässigem Erfolg auf Waffen und Drogen durchsucht. «Eine mediale und politische Inszenierung», kommentierte *Le Parisien*. Sie enthüllte, dass der Geheimdienst rechtzeitig auf eine bevorstehende Solidaritätsaktion der Tschetschenen aufmerksam geworden sei, aber die Schnelligkeit und das Ausmass der Reaktionen unterschätzt habe.

Zu diesem Zeitpunkt waren die Araber und Tschetschenen bereits wieder versöhnt. Noch am Dienstagabend hatten sie das Kriegsbeil begraben. Nach Einbruch der Dunkelheit trafen sie sich in einem Zelt im Garten der «Moschee der Brüderlichkeit». Der Historiker und Journalist Thomas Rabino war dabei, er berichtet von einem «surrealistischen Friedensschluss».

Die Zeremonie begann mit einem Gebet des Vorstehers der Moschee, Imam Mohammed Ateb. Es gab Tee und Gebäck. Aus dem Jura war ein tschetschenischer Imam angereist, der erklärt habe, die ganze Geschichte habe rein gar «nichts mit Drogen und territorialen Herrschaftsansprüchen» zu tun. Die Rekonstruktion der Ereignisse ergab eine neue Version des Ablaufs. Das erste Opfer, mit dem sich die Araber

vor der Shisha-Bar anlegten, war nicht Isran, sondern ein albanischer Jugendlicher, der seinen älteren Bruder zu Hilfe rief – ihr Streit weist ins Drogenmilieu. Erst danach kam der Tschetschene Isran hinzu – er wohnt wie die beiden Albaner in Les Grésilles. Ihm steckten die Araber den Lauf einer Pistole in den Mund. Laut Rabino hätten sie sich entschuldigt und die Tschetschen die Entschuldigung angenommen.

«Nichts ist verhandelt worden», sagt Mohammed Ateb am Telefon. Er arbeitet hauptberuflich als Mathematiklehrer. Eine Delegation der Tschetschenen sei zum Abendgebet gekommen und habe spontan die Einstellung der Feindseligkeiten verkündet: «Ich kenne sie überhaupt nicht. Ich repräsentiere weder die Sunniten noch die Schiiten. Wichtig ist, dass jetzt wieder Friede herrscht.» Dass ihn die Polizei tagelang nicht gewähren liess und die Imame im Namen Allahs die Ruhe wiederherstellen konnten, ist für die Französische Republik ein Schock.

Die Franzosen reiben sich die Augen. Und mit ihnen die Nachbarn in ganz Europa. Wie konnte die Gewalt so überraschend aufflammen? Wie tief stecken die Tschetschenen im Drogensumpf? Nach Frankreich kamen die Tschetschenen dank Nicolas Sarkozy. Der antitotalitäre Philosoph André Glucksmann, der ihren Kampf um die Unabhängigkeit gegen Putin unterstützte, hatte sich deswegen im Wahlkampf 2007 für Sarkozy starkgemacht. Rund 30 000 Tschetschenen wurde politisches Asyl gewährt. Wie wenig ihre Traditionen und Verhaltensweisen mit der Republik vereinbar sind, merkte man bald einmal. Als Erste protestierten die tschetschenischen Homosexuellen, die von ihren Landsleuten verfolgt werden, und der russische Botschafter in Paris gegen die «fahrlässig erteilten Aufenthaltsbewilligungen». Bislang fürchtete Frankreich vor allem ihre Verstrickung in den Terrorismus. Ein Attentat in Paris, das ein Todesopfer und vier Verletzte forderte, wurde von einem Tschetschenen verübt.

Ein paar Tage nach der «Schlacht von Dijon» veröffentlichte die Polizei einen Bericht über die Verstrickung in das organisierte Verbrechen. Von Geldwäsche im Baugeschäft und Schutzgelderpressung ist darin die Rede. Christian Estrosi, der Bürgermeister von Nizza, sprach nach einer Schiesserei am 14. Juni von einem Bandenkrieg um die Herrschaft über das Nachtleben und den Drogenhandel.

Sprecher der Tschetschenen-Vereinigungen wie Heda Inderbaeva bestreiten die Existenz einer Mafia: «Es gibt Auto- und Waffenschmuggel. Aber mit Drogen-, Frauen- und Kinderhandel haben sie nichts zu tun.» Aus Grosny bekamen sie Zustimmung von Ramsan Kadyrow. Auch er sieht seine Landsleute als Avantgarde im Krieg gegen die Drogendealer.

Die offiziellen Verlautbarungen vermögen das Phänomen von Dijon nicht glaubwürdig zu erklären. Frankreich und Europa sind mit einem tieferliegenden Problem konfrontiert. ○

Gesundheit

Wo der Arzt in der Verantwortung ist

Am Universitätsspital Zürich sind Vorwürfe bekanntgeworden, die für das öffentliche Spitalwesen alarmierend sind. Patientinnen und Patienten, rechtschaffene Ärztinnen und Ärzte, Angestellte, ja eigentlich auch alle Krankenversicherten und Steuerzahler müssen sich verunsichert und verschaukelt fühlen. Gleich zwei Kliniken sind Vorwürfen ausgesetzt, ihre Direktoren hätten gravierende Verfehlungen begangen und sich dabei massgeblich von eigenen finanziellen Interessen leiten lassen. Ein Vorwurf: Ein Herzchirurg habe wissenschaftliche Studien über Implantate fragwürdig erstellt und geschönt, an deren Entwicklung und finanziellem Erfolg er beteiligt sei. Anderer Vorwurf: Ein Kieferchirurg habe Patienten des Unispitals in seine Privatpraxis überwiesen und da auf

Kolumne präsentiert von
Klinik Pyramide am See



eigene Rechnung behandelt; daneben seien auch Arbeitskapazitäten und andere Ressourcen des öffentlichen Spitals privat genutzt worden. Ein weiterer Vorfall betraf die Gynäkologie.

Da wurden Verantwortlichkeiten vernachlässigt. Auch auf übergeordneter Stufe streitet man sich über das Wahrnehmen der Verantwortung. Der Spitalrat, das oberste Aufsichtsorgan des Unispitals, appelliert jetzt an den Kanton, er solle zum Rechten schauen. Das Spital ist aber seinerzeit vom Kanton in die Unabhängigkeit entlassen worden, daher sieht die Gesundheitsdirektion den Spitalrat in der Hauptverantwortung, die Missstände zu bereinigen. Der Kanton seinerseits will in seiner Rolle als politischer Aufseher, Regulierer, teilweise auch Eigentümer und Betreiber eingreifen und die gesetzlichen Honorar- und Bonusvereinbarungen für von ihm regulierte Spitäler, die sogenannten Listenspitäler, überarbeiten.

Ärztboni steigen mit Auslastung

Die Abgeltung der stationären Leistungen dieser Listenspitäler ist undurchsichtig. Grundsätzlich werden sie durch einen staatlich festgelegten Pauschalbetrag pro Fall abgegolten, und finanziert werden sie gut hälftig durch den Kanton und knapp

hälftig durch die Krankenkasse. Keiner der beiden Teilzahler hat also einen Anreiz, alles genau zu kontrollieren. Die Spitäler selber verdienen mit der Fallpauschale umso mehr, je effizienter sie arbeiten (was erwünscht ist) und je mehr sie sich auf eine Mengensteigerung von guthonorierten Typen von Fällen ausrichten (was nicht erwünscht ist). Zudem suchen Spitalmanager die Behandlungen jeweils möglichst so darzustellen, dass sie als lukrativer Fall codiert und verrechnet werden können. Und verschärfend wirkt, dass Ärztboni mit dem Auslastungsgrad des Spitals steigen.

Ob alledem geht fast vergessen, dass es auch Kliniken gibt, bei denen die Verhältnisse viel klarer und effizienter sind: die Vertragsspitäler. Diese erbringen ihre Leistungen auf der Grundlage von Verträgen, die sie mit den Patienten und den jeweiligen Krankenversicherern vereinbart haben. Sie lassen sich nicht in all die detaillierten bis überbestimmten kantonalen Vorschriften einspannen, sondern stellen ihre Infrastruktur primär als freies Angebot in den Dienst der Beziehung zwischen Arzt und Patient. Deshalb erhalten sie den Kantonsbeitrag nicht. Mit anderen Worten: Sie müssen im Markt als Partner von Versicherern, Belegärzten und Patienten so gut sein, dass sie ohne Kantonzustupf bestehen können.

Ihr Trumpf: Während öffentliche Institutionen Verantwortlichkeiten verwischen, ist bei einer Privatbehandlung in einer Vertragsklinik klar, wer in der Verantwortung steht: Es ist der Arzt. Er kümmert sich persönlich in allen Belangen um seine Patienten, auch um die Qualität, die im Gesetz ein Randthema darstellt. Er ist nicht Teil einer internen Spitalhierarchie mit Lohnschlüsseln, Bonusregeln und Umverteilung von Patienten und Mitteln. Der Belegarzt ist also nicht im Lohn einer komplex regulierten Struktur, und er kann auch nicht Patienten in Studien oder Testprogramme einschleusen, um Seitenzahlungen oder Prestige zu erlangen. So wird auch vermieden, dass als privat eingestufte Behandlungen gar nicht oder nur teilweise durch den Chef erbracht werden, wie dies in grossen Listenspitälern und Zentren anzutreffen ist. Wenn der Belegarzt einer privaten Vertragsklinik ein privates Honorar verlangt, muss er klar und direkt darlegen, welchen Mehrwert er dafür erbringt, wie dies in einem privaten Vertragsverhältnis üblich ist.

Frank Weiss

Wenn Verführung zum Verbrechen wird

Für die Strafverteidiger Eveline Roos und Diego Gfeller sind Sexualdelikte beruflicher Alltag. Von der Forderung, dass künftig jeder Sex ohne Einverständnis als Vergewaltigung gelten soll, halten sie nichts. Von Katharina Fontana und Roman Zeller

Schweden ist für viele der Vorreiter eines modernen Sexualstrafrechts: Mit seiner «Nur Ja heisst Ja»-Regelung gilt in Schweden jeder Sex ohne eindeutige Zustimmung der Frau als Vergewaltigung. Auch im Schweizer Parlament wird darüber nachgedacht, das Strafgesetzbuch in diese Richtung zu verschärfen; die Frauen bräuchten besseren Schutz, heisst es. Stimmt das? Ist die geltende Regelung, wonach das Opfer einer Vergewaltigung genötigt werden muss, zu hart gegenüber den Frauen und zu large gegenüber den Männern? Wir fragen die Rechtsanwälte Diego Gfeller und Eveline Roos. Beide verteidigen Sexualstraftäter, Eveline Roos vertritt zudem auch Opfer von Sexualdelikten.

Frau Roos, Herr Gfeller, was gilt heute als Vergewaltigung?

Roos: Der Täter muss den Willen der Frau brechen, namentlich durch Gewalt, Drohung oder psychischen Druck. Die körperliche Gewalt lässt sich meist nachweisen, die Frau hat Verletzungen oder ist übersät mit blauen Flecken. Eine Drohung ist etwa, wenn der Mann sagt: «Entweder du schläfst mit mir, oder ich tue mir etwas an.» Bei psychischem Druck steht das Opfer oft in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Täter, das dieser ausnützt. Das ist natürlich schwieriger zu beweisen als physische Gewalt.

Gfeller: In den Urteilen ist dann von einem Klima der Angst die Rede. Ist der Ehemann ein Tyrann und hat die Frau früher schon Gewalt erlebt, dann reicht das meist, um von psychischem Druck auszugehen.

Eine Vergewaltigung setzt demnach nicht voraus, dass sich die Frau körperlich wehrt, wie häufig zu hören ist.

Roos: Das Opfer muss sich nicht wehren. Entscheidend ist, dass sein Wille gebrochen wird.

Gfeller: Solche Behauptungen in den Medien sind schlicht falsch. Damit wird die weibliche Bevölkerung massiv verunsichert.

Was halten Sie vom Argument, dass Frauen in eine Schockstarre fallen können und dann gar nicht in der Lage seien, ihren Willen zu äussern? Dass man auch solche Fälle als Vergewaltigung ansehen müsse?

Roos: Damit habe ich Mühe. Die Vergewaltigung ist ein Vorsatzdelikt, der Täter

muss die Tat wissentlich und willentlich ausführen. Für den Mann muss irgendwie erkennbar sein, dass sein Gegenüber nicht mitmachen will. Dabei reicht es, wenn eine Frau «Nein, ich will nicht» sagt oder ihren Willen nonverbal ausdrückt.

Gfeller: Der Mann muss am Verhalten der Frau merken können, dass sie nicht einverstanden ist. Typisch ist die Situation, dass die Frau die Beine zusammendrückt und der Mann trotzdem weitermacht – da weiss er, dass er sich ihr gegen ihren Willen aufzwingt. Wie aber ist Passivität zu deuten?

Sexualdelikte sind fast immer Vieraugen-delikte, bei denen Aussage gegen Aussage stehen kann. Wie will man herausfinden, wer die Wahrheit sagt und wer lügt? Zählt die Mimik?

Gfeller: Die Mimik sagt nichts aus, das weiss man mittlerweile aus der Aussagenpsychologie. Auch Weinen ist kein Indiz für die Glaubhaftigkeit der Aussage, sondern zeigt einfach, dass die Person unter Stress steht. Warum das so ist – ob es ihr schwerfällt, über den Vorfall zu sprechen, oder ob sie merkt, dass sie sich mit einer Falschaussage in eine schwierige Lage gebracht hat –, ist uns verborgen. Die Gerichte stellen teilweise zu sehr auf Äusserlichkeiten ab. Ich kenne einen Fall, da stand in der Urteilsbegründung

tatsächlich, dass die Aussage der Frau glaubhaft sei, weil sie geweint habe – viel dilettantischer geht es nicht.

Roos: Beim ersten Gespräch fordere ich meine Klienten meist nicht auf, mir im Detail zu schildern, was an besagtem Abend genau passiert ist. Ich will keine Suggestivfragen stellen, keine Formulierungen vorgeben, die das Opfer oder der Beschuldigte übernehmen sollen. Bei der Einvernahme merkt man ohnehin ziemlich schnell, ob die Schilderungen glaubhaft klingen oder einstudiert daherkommen.

Woran merkt man das?

Gfeller: Daran, ob die Aussagen über mehrere Einvernahmen hinweg konstant und in sich konsistent sind. Wenn jemand den Vor-

«Ganz schwierig wird es, wenn jemand – etwa durch eine Therapie – falsche Erinnerungen hat.»

fall, der sich zugetragen haben soll, jedes Mal ein bisschen schlimmer schildert, spricht das eher gegen die Glaubhaftigkeit. Dasselbe gilt für inhaltsleere Ausdrücke, beispielsweise: «Dann hat er sich einfach genommen, was er wollte.»

Also braucht es detaillierte Aussagen.



Gfeller: Man sollte sagen können, was genau geschehen ist, wo und wie. Ganz schwierig wird es, wenn jemand – etwa durch eine Therapie – falsche Erinnerungen hat und glaubhaft Dinge erzählt, die gar nicht stattgefunden haben. Solche Aussagen sind zwar falsch, aber nicht gelogen. Und dann gibt es auch Fälle, wo beide Beteiligten subjektiv die Wahrheit sagen. Sie, dass sie versucht hat, sich zu wehren, und er, dass er das nicht gemerkt hat. Niemand hat gelogen. Oder mit den Worten von Martin Walser: «Es gibt keine Wahrheit – nur Versionen.»

Wie verhalten Sie sich, wenn Sie das Gefühl haben, Ihr Klient lüge?

Gfeller: Ich würde ihn dazu ermuntern, die Aussage zu verweigern. Glaubhaft zu lügen, ist enorm schwierig. Die meisten Klienten reden sich um Kopf und Kragen, wissen nicht mehr, was sie das letzte Mal erzählt haben, schaffen Widersprüche. Das fliegt in der Regel auf.

Roos: Es kommt auch vor, dass der Klient sagt: «Wissen Sie, was mir vorgeworfen wird, stimmt. Aber ich will einen Freispruch.»

Was machen Sie dann?

Roos: Dann vertrete ich die Interessen, wie es der Klient von mir möchte. Wenn man Strafverteidigerin ist, muss man das können. Wenn es dem Staat nicht gelingt, jemandem die Schuld nachzuweisen, dann gibt es eben einen Freispruch.

In Schweden gilt seit rund zwei Jahren die «Ja heisst Ja»-Regelung. Das bedeutet: Eine Vergewaltigung ist immer dann gegeben, wenn die Zustimmung des einen Partners fehlt. Was halten Sie davon?

Roos: Nicht viel. Diese Regelung läuft auf eine Umkehr der Beweislast hinaus. Nicht mehr der Staatsanwalt müsste die Schuld des Mannes beweisen, sondern der Beschuldigte müsste irgendwie belegen können, dass die Frau ja gesagt oder ihm ihre Einwilligung nonverbal signalisiert hat. Wie will er das machen?

Gfeller: Man nimmt dem Beschuldigten damit auch faktisch das Recht, die Aussage zu verweigern. Wir sind uns ja einig, dass Sexualdelikte bestraft werden müssen. Doch mit der «Ja heisst Ja»-Regelung erfassen wir ganz viele Fälle, die wir gar nicht erfassen wollen, namentlich typische Paarsituationen. Nehmen wir folgendes Beispiel: Der Mann schaut Fussball, die Frau hat Lust auf Intimität. Er sagt: «Lass mich!», sie versucht, ihn mit Küssen und Berührungen umzustimmen. Bei der «Ja heisst Ja»-Regelung wäre das bereits strafbar. Solches Verhalten – manche sagen dem Verführung – kommt täglich tausendfach vor. Der Weg

zum einvernehmlichen Sex könnte also bereits kriminell sein, wenn diesem verführerische Bemühungen vorausgegangen sind, die ursprünglich nicht gewünscht waren. Und das selbst dann, wenn sich der Partner hierdurch hat verführen lassen.

Roos: Wenn wir die «Ja heisst Ja»-Lösung einführen, betrifft das praktisch jeden von



«Umkehr der Beweislast»:
Anwälte Gfeller (l.), Roos.

uns. Wer im Schlafzimmer nachts rüberlangt und nicht weiss, ob der Partner diese körperliche Nähe will oder nicht, der gerät schnell in die Nähe einer versuchten Vergewaltigung. Der Liebesakt ist ein dynamisches Geschehen: Im ersten Moment will man vielleicht nicht mitmachen, später dann doch, oder umgekehrt. Es kann in alle Richtungen gehen.

Gfeller: Natürlich landet das am Schluss nicht unbedingt bei der Staatsanwaltschaft...

Roos: ...ausser, wenn sich die zwei ein paar Jahre später streiten und scheiden lassen wollen, dann kann es durchaus dazu kommen.

Die «Ja heisst Ja»-Regelung würde den Mann mehr in die Verantwortung nehmen.

Wäre das aus Sicht der Opfer nicht sinnvoll, Frau Roos?

Roos: Als Frau störe ich mich daran, dass man uns als Wesen hinstellt, die ihren Willen nicht selber zum Ausdruck bringen können. Dass der Mann für unseren Schutz verantwortlich sein soll und schauen muss, ob wir mit etwas einverstanden sind oder nicht. Das ist ein emanzipatorischer Rückschritt. Ich traue den Frauen durchaus zu, dass sie selber sagen, was sie wollen. Und in den anderen Fällen, bei denen man es mit schutzbedürftigen oder zum Widerstand unfähigen Personen zu tun hat, oder wenn Gewalt, Drohung oder Druck ausgeübt werden, greifen die bereits jetzt geltenden Strafbestimmungen.

Vergewaltiger müssen heute mit einer Mindeststrafe von einem Jahr rechnen. Ist das nicht skandalös wenig?

Roos: Wenn es eine brutale Vergewaltigung ist, dann wird kein Richter nur die Mindeststrafe geben. Aber wenn der Tatbestand nur knapp erfüllt ist...

Gfeller: ... wenn der Täter reuig ist, die Ehefrau ihm verzeihen hat – da kann die Mindeststrafe genügen.

Kennen Sie Fälle, in denen der Richter den Strafrahmen tatsächlich ausgeschöpft und den Vergewaltiger zu zehn Jahren Freiheitsstrafe verurteilt hat?

Roos: Ein solcher Fall ist mir noch nicht begegnet. Häufig geht es bei Vergewaltigungen nicht um rohe Gewalt, sondern um eine psychische Drucksituation, wo das Opfer erst im Nachhinein sagt: «Es ist nicht richtig, was er damals mit mir gemacht hat.» Zudem: Für einen Täter abschreckend ist die Aussicht, erwischt zu werden, und nicht die Höhe der Mindeststrafe.

Macht es einen Unterschied, ob eine Richterin oder ein Richter einen Vergewaltiger beurteilt?

Gfeller: Wenn ich für meinen Klienten wählen könnte, dann würde ich mir eine Staatsanwältin und eine Richterin wünschen. Vor allem die Staatsanwältin ist wichtig, denn sie fragt nach. Männer, die ein Opfer vernehmen, sind bei den Detailfragen relativ zurückhaltend. Die Frauen dagegen scheuen sich nicht und wollen genau wissen, was passiert ist, auch dort, wo es «weh» tut, weil sich beispielsweise Widersprüche auftun. Eine Staatsanwältin hört mit der Befragung nicht einfach auf, wenn das Opfer in Tränen ausbricht.

Roos: Dasselbe gilt für die Richterinnen: Frauen schauen bei den Aussagen des Opfers kritischer hin. Ist der Richter ein Mann, ist er meist zurückhaltender. Er will das mutmassliche Opfer nicht vor den Kopf stossen und es ein weiteres Mal viktimisieren.

Hat die #MeToo-Bewegung Vergewaltigungsprozesse opferfreundlicher gemacht?

Roos: Das kann ich so nicht bestätigen. Was man aber sieht, ist, dass #MeToo die Anzeigebereitschaft erhöht hat; heute hat man schneller das Gefühl, Opfer zu sein. Doch ein Strafverfahren ist eine Belastung, man muss alles nochmals erzählen, ohne Garantie, dass der Täter am Ende auch bestraft wird. Und wenn es zu einem Freispruch kommt, haben die Frauen das Gefühl, der Täter lache sich ins Fäustchen und triumphiere einmal mehr über sie.

Gfeller: Auch für den Beschuldigten ist das Ganze enorm belastend. Plötzlich wird er verhaftet und muss der Frau und dem Arbeitgeber erklären, was ihm vorgeworfen wird. Viele Beschuldigte wollen vor Gericht unbedingt beweisen, dass man ihnen falsche Sachen andichtet und sie unschuldig sind. Doch das werden sie nie schaffen: Das Gericht wird nie sagen, dass das Opfer die Unwahrheit erzähle, sondern einzig, dass man dem Mann die Schuld nicht habe nachweisen können. Den Makel bekommt man nie wieder weg. ○

Morgarten am Himalaja

Von Hansrudolf Kamer — Indien und China sind auf Konfrontationskurs. An einem Krieg sind sie kaum interessiert. Das hindert sie nicht, mit Brachialgewalt um ihre Interessen zu kämpfen.



Mitten in der Nacht, auf einer Höhe von 4300 Metern, sind Hunderte von indischen und chinesischen Soldaten mit blossen Fäusten, Felsbrocken und selbstgebastelten Morgensternen und Hellebarden aufeinander losgegangen. Viele stürzten in die Tiefe und kamen im eisigen Wasser des Galwan River um. Auf indischer Seite waren es zwanzig, auf chinesischer vielleicht doppelt so viele.

Ironie der Geschichte: Es wurde nicht auf zivilisierte Weise mit Feuerwaffen gekämpft. Das Abkommen von 1996 verbietet Gewehre und Sprengstoffe entlang der umstrittenen Abschnitte der Grenze – dies gerade, um einer Gewalteskalation vorzubeugen.

Das Morgarten fand im alten buddhistischen Königreich Ladakh statt, zwischen den Himalaja- und Karakorum-Gebirgsketten. In diesem Teil Asiens ist man notorisch gewalttätig: Afghanistan, Pakistan, Kaschmir, Xinjiang, Tibet, Indien, China – blutgetränkte Erde grosser historischer Eroberungszüge.

Bei den Wirren um die Teilung Indiens und die Erlangung der Unabhängigkeit von Grossbritannien unterzeichnete der damalige Herrscher von Ladakh den Vertrag, der sein Reich an Indien band. Doch geschichtliche Fakten waren und sind umstritten, durch Aufruhr und neue Gewaltexzesse überholt.

Futter zum Nachdenken

China beansprucht die Wüste von Aksai Chin im Osten, und Pakistan hat die Region Gilgit-Baltistan im Norden als Verwaltungsterritorium eingegliedert. Nach mehreren Überfällen muslimischer Kämpfer im indischen Teil Kaschmirs kam es im Februar letzten Jahres nach einem neuen Attentat sogar zum Einsatz von Kampfjets der Luftwaffen Indiens und Pakistans.

Indien hat letzten Sommer, auch als Antwort auf die sich verschärfende Rivalität mit China und Pakistan, die staatliche Verwaltung in der Region neu geordnet. Der bisher mit Sonderrechten ausgestattete Gliedstaat Jammu und Kaschmir wurde in zwei Gebietskörperschaften aufgeteilt – Jammu und Kaschmir mit eigenem Regionalparlament, Ladakh als direkt Delhi unterstelltes Territorium. Premierminister Modi will den labilen Status quo absichern und den indischen Einfluss stärken.

Die grossen Nachbarn sehen das jedoch als widerrechtliche Annexion oder geben dies vor. Sie setzen Nadelstiche und testen den indischen Widerstandswillen. Alle Beteiligten haben in den letzten Jahren ihre militärische Präsenz deutlich verstärkt und den Strassenbau vorangetrieben, um ihre Hardware schneller verschieben zu können.

Futter zum Nachdenken gaben auch die Bemerkungen des indischen Innenministers im Parlament, dass die «Annexion» auch für Gebiete gelte, die faktisch unter der Kontrolle Chinas und Pakistans seien. Ein chinesischer Politologe konstatierte, Indien habe China in den Kaschmir-Konflikt «hineingezwungen» und die Bereinigung der Grenzfragen erschwert.

Der Zwischenfall in Ladakh wurde ausgelöst, als indische Truppen kontrollieren wollten, ob die Chinesen sich aus einer strategischen Position auf der indischen Seite der sogenannten Kontrolllinie zurückgezogen hatten. Von chinesischer Seite wurde behauptet, die indischen Truppen seien in chinesisches Territorium eingedrungen und hätten den Kampf provoziert.

Was sich genau entlang der «Line of Actual Control» abspielt, ist nicht ganz klar. Die Spannungen entlang der nicht markierten Grenze gären schon seit dem Krieg von 1962, der mit einer indischen Niederlage endete.

Seither kontrollieren die Chinesen Aksai Chin. Doch zu Todesopfern ist es seit 1975 hier nie mehr gekommen.

Widersprüchliche Versionen

In der indischen Presse, die im Gegensatz zur chinesischen nicht unter Regierungskontrolle steht, heisst es, dass die Chinesen im Mai mehrmals die Demarkationslinie überschritten hätten. Nach Darstellung der *Times of India* haben chinesische Truppen letzten Monat im Galwan-Tal Dutzende neuer Befestigungen und Bunker gebaut und besetzen nun auf indischem Territorium einen acht Kilometer langen Landstreifen am Pangong-See.

Ob das alles stimmt, weiss man nicht. Auch diesmal sind widersprüchliche Versionen im Umlauf, und im Netz wurden gefälschte Bilder veröffentlicht. Der Faustkampf im Gebirge war die letzte einer ganzen Abfolge von Keilereien weiter im Osten und Süden, bei denen auch Helikopter zum Einsatz kamen.

Es gibt Strategen, vor allem im Westen, die ein Muster chinesischer Aggressivität feststellen. Das äussere sich in den Massnahmen gegenüber Hongkong, der Verschärfung der Tonart gegenüber Taiwan und den Provokationen im Südchinesischen Meer. Auch die oft beschworene, aber nur in Ansätzen realisierte Annäherung zwischen Washington und Delhi möchte Peking verhindern.

Indien, Vietnam, Malaysia, Indonesien, den Philippinen, Taiwan, Australien, Hongkong und Japan soll demonstriert werden, dass Amerika ein Papiertiger sei und die Zukunft Asiens China gehöre. Doch das ist die lange Perspektive. Vorerst wird auch im Himalaja verbissen um jeden Meter Boden gekämpft – wenn es sein muss, mit baren Fäusten.



Blutgetränkte Erde: Chinas Präsident Xi, Indiens Premier Modi.

Sprengkraft der Liebe

Eine Brandbombe, eine enttäuschte Liebe, Sex unter Verwandten:
Wie eine kleine Explosion in Huttwil für eine grosse Detonation sorgte.
Von Michael Bahnerth

Der Molotowcocktail ist die billigste Brandbombe der Welt. Er besteht aus einer leeren Glasflasche, einem halben Liter Benzin und einem Stoffetzen; alles in allem einen knappen Franken wert. Man bringt ihn so zur Explosion; die Flasche wird mit Benzin gefüllt, der Lappen damit getränkt. Eine Hälfte des Lappens wird in den Flaschenhals gestopft, die andere hängt aus ihm heraus. Nun zündet man den Lappen an, wirft die Flasche auf das Ziel, wo sie zerschellt. Das Benzin sprüht in die Luft, entzündet sich und führt zuerst zu einem Feuerball, dann zu einem Feuer.

Der «Molli» war immer die Waffe der Unterdrückten, die Granate des armen Mannes. Erstmals kam sie im Russischen Bürgerkrieg 1918–1922 zum Einsatz. 1939 und 1940 benutzten sie die Finnen im Winterkrieg gegen die sowjetischen Invasoren. Warfen sie auf den Turm der Panzer, von wo aus der Feuerball durch die Schlitze drang und den Panzer in Brand setzte. Die Finnen benannten die Brandbombe nach dem sowjetischen Regierungschef Molotow, der behauptete, russische Bomber würden nicht Tod und Bomben, sondern Brot für die Zivilbevölkerung bringen. Heute ist der Molli der Lieblingscocktail radikalierter Antifa-Kreise.

Er hat ein Alibi: seine Cousine

Im Verwaltungskreis Oberaargau des Kantons Bern führt der Molotowcocktail bis zur Nacht auf den 7. Juni ein komatöses Dasein. Das Dorf Huttwil ist keines, das Lärm macht. Die Gemeinde ist das Gegenteil von explosiv. Das Einzige, was dort normalerweise knallt und explodiert, ist das Feuerwerk am 1. August. In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag wird das Dorf aus dem Schlaf gerissen, als auf der Erdgeschoss-Terrasse der 48-jährigen Gabriela Zinniker ein Molotowcocktail detoniert. Der Teppich brennt, sie will ihn löschen, verbrennt sich am Bein, die braune Gartenbank *schmürzelt* an, die Katzen-Transportbox schmilzt, dann löscht Gabi das Feuer mit ihrem Feuerlöscher.

Noch bevor der Schaum trocken ist, ist Gabi klar, wer das war: Pirmin, ihr 43-jähriger Ex-Freund. Vor einem Jahr hat er offenbar ihr Velo abgepackelt. Vor drei Jahren hatten sie sich kennengelernt. Liebe auf den ersten Blick sei es gewesen, sagt sie dem *Blick*. Wenigstens von ihr aus. Was es für Pirmin war, ist nicht ganz klar, vielleicht die zweitgrösste Liebe der Welt, vielleicht auch nicht. Pirmin, gelernter Dachdecker, ist das, was man einen ländlichen Loser nennen könnte, ein Mann, der nie den Absprung schaff-

te, der immer an irgendetwas hängenblieb, nie auf die Idee kam, dass dieses Irgendetwas er selber ist, und darob immer mehr sein inneres Feuer verlor. Um vor der Asche seines Seins zu flüchten, kiffte er in grösserem Stil, und um das zu finanzieren, dealt er ein wenig.

Pirmin wird noch am selben Abend festgenommen und verhört. Gabi freut sich, Gerechtigkeit und so, endlich, er würde bestraft werden, für den Cocktail und für all das, was er ihr



Vielleicht die zweitgrösste Liebe der Welt:
Brandopfer Zinniker.

angetan hat. Am nächsten Morgen wird Pirmin freigelassen. Er hat ein Alibi. Und sowieso, er habe die Wohnung seiner Ex nicht angezündet, weil: «Die spinnt.» Gabi verspinnt sich jetzt in Netzen der Angst, weil Pirmin, wie sie weiss, Waffen besitze. Sie rechne damit, jederzeit umgebracht zu werden.

Was da explodiert ist, ist mehr als eine Flasche voller Benzin. Es ist die dünne Hülle der nur scheinbar lieblichen Provinz, die in tausend Stücke zerbrach. Sein Alibi sei, sagt Pirmin, dass er in dieser Nacht anderweitig beschäftigt gewesen sei. Es sei hieb- und stichfest: «Ich hatte Sex mit meiner Cousine.»

Gabi hat davon gewusst. Sie hat es herausgefunden irgendwann. Als sie es ihm vorwarf, habe er sie verprügelt. Sie hat ihm verziehen. Weil er ein Charmeur sei und wohl, weil sie einsam ist

in ihrer Wohnung, mit ihrer Katze, ohne Arbeit. Tanja, die Cousine sagt: «Wir haben seit acht Jahren ein *Gschleipf*. Mal mehr, mal weniger.» Sie verstehen sich gut, ohne viele Worte, ihre Seelen berauschen sich am Gemeinsamen, und das Anrühige macht offenbar geil.

Klar, Pirmin mache gerne mal ein Feuer, aber jemanden anzünden, nein, so würde sie ihn nicht kennen. Und er sei die ganze Nacht bei ihr gewesen, sie hätten sich vergnügt. Und ja, Pirmin, ach, mag sein, dass er zweigleisig gefahren ist. Vielleicht sogar dreigleisig. Aber man dürfe auch nicht vergessen, dass Gabi eigentlich nichts anderes tue, als sie beide zu belästigen und zu sabotieren. «Sie bombardiert mich mit SMS und klingelt auch mal an meiner Tür Sturm.»

Inzwischen ist die ganze Affäre mehr als nur ein Sturm im Wasserglas. Das dünne Glas, das das Dunkel der Familie lange vor den Blicken der andern verschleierte, ist zersplittert, Huttwil hat einen Sexskandal, ein paar Tage lang ist

Klar, Pirmin mache gerne mal ein Feuer, aber jemanden anzünden, nein, so würde sie ihn nicht kennen.

nichts mehr wie früher. Es spielt auch keine Rolle, dass Sex in diesem Grad der Blutsverwandtschaft nichts Illegales ist. Unanständig bleibt er trotzdem.

Schuld sei das verdammte Hasch

Franz, der 82-jährige Vater von Pirmin, sagt: «So was macht man doch nicht. Das ist ja fast wie Inzest.» Franz ist auf eine trockene Art konsterniert. Pirmin mache leider, was er wolle, höre nicht auf ihn, habe auch den Hof nie übernehmen wollen. «Das wäre gutes Geld gewesen, dann wäre er nicht immer pleite.»

Sein 68-jähriger Bruder Josef, der Vater von Tanja, ist im Irgendwo zwischen Wut und Verzweiflung. Er habe seiner Tochter immer gesagt, sie solle das lassen. «Hört auf damit, bitte, hört auf damit.» Sie könne nicht, habe Tanja geantwortet. «Sie wird 42», sagt Josef, «was will man ihr da noch sagen?» Schuld, das ist klar für Josef, sei das verdammte Hasch, das die beiden zusammen immer rauchten.

Es ist offenbar wieder ruhig geworden in Huttwil. Keine neuen Erkenntnisse. Es ist, als ob über all den Käse dort inzwischen eine Glasglocke gestülpt worden wäre und Huttwil das tut, was es immer tut; lieber implodieren als explodieren.



Herodot

Innen drin sind alle weiss

Ja, es gibt den alltäglichen Rassismus gegen Menschen dunkler Hautfarbe. Aber hysterische Symbolpolitik bringt nichts. Sie führt nur zu Meinungsterror und dem Ende der liberalen Werte.

Brutalität und Machtmissbrauch der Polizei sind in den USA weit verbreitet und richten sich nicht nur gegen Schwarze, wie die Statistik bestätigt und der Schreibende schon am eigenen (weissen) Leib erfahren durfte.

Der alltägliche «kleine» Rassismus trifft jedoch bevorzugt Dunkelhäutige und tötet bei vielen Betroffenen langsam das Selbstwertgefühl. Er ist ein weitverbreitetes Phänomen, dessen wir uns kaum bewusst sind, sofern wir nicht Menschen kennen, die darunter leiden. Es ist schon einige Zeit her, dass ein mir bekannter Tami in einem Basler Restaurant trotz untadeliger Arbeit seine Stelle verlor, weil sich Kunden daran störten, dass er mit seinen «schwarzen Dreckfingern» ihr Essen berühre, oder dass einer Freundin in einem Berner Arbeiterquartier vom Vermieter vorgeworfen wurde, sie habe ihm nicht gesagt, dass ihr Freund ein «Neger» sei – das passe einfach nicht in ein «gutbürgerliches Haus»! Einem andern gemischtrassigen Paar wurden in unserer Hauptstadt Plastikschweine beim Geschlechtsakt vor die Haustüre gestellt.

Dieser offene und vulgäre Rassismus ist zum Glück seltener geworden, wenn auch nicht verschwunden. Aber noch immer bleiben Sitzplätze im ÖV neben Dunkelhäutigen regelmässig leer. Manche Schweizer ziehen es vor, zu stehen; andere stehen gar auf, wenn sich eine dunkelhäutige Person neben sie setzt. Ich kenne Dunkelhäutige, die dies seelisch nicht mehr ertragen und deswegen im Bus stets stehen. Eine andere Person hat mir ein Bonbon offeriert, als ich mich neben sie setzte, so dankbar war sie für die Nichtdiskriminierung.

Die Suche nach einer Wohnung oder einem Arbeitsplatz ist für Dunkelhäutige ungleich schwieriger als für Weisse. Im Zug werden sie von der Grenzpolizei systematisch kontrolliert, meist als Einzige im ganzen Wagen und seit neuestem auch

mitten in unserem Land. Ein Grenzpolizist erklärte mir, bei Dunkelhäutigen sei es eben zehnmal wahrscheinlicher als bei Weissen, dass etwas nicht stimme. Er hatte wohl recht. Wahr ist auch, dass die zahlreichen Afrikaner, die in unseren Städten an einschlägigen Strassenecken herumstehen, mit hoher Wahrscheinlichkeit Drogenhändler sind.

Aber wie fühlt sich eine dunkelhäutige Person, die mehrmals täglich kleinen Diskriminierungen ausgesetzt ist, obwohl sie sich nie etwas zuschulden kommen liess und auf peinliche Sauberkeit und gepflegte Kleidung achtet, um ja nicht Anstoss zu erregen? Im Gegensatz zu anderen Minderheiten sind Dunkelhäutige der Diskriminierung ständig ausgesetzt – dunkle Haut lässt sich nicht verstecken. Manche empfinden es als lebenslanges Spiessrutenlaufen, und zwar fast überall ausserhalb Afrikas. Ist es verwunderlich, wenn sie ihr Selbstwertgefühl verlieren oder in Paranoia verfallen und überall Rassismus sehen, manchmal auch zu Unrecht?

Die erwähnten Dilemmas des Grenzpolizisten und der schwarzen Drogenhändler zeigen jedoch, dass sich die Lösung des Rassismusproblems nicht auf einfache Slogans reduzieren lässt. Die von den Monopolisten der politischen Korrektheit lancierte hysterische Hetzkampagne bewirkt mehr Schaden als Nutzen. Die ausgestreckten Arme und Fäuste an der illegalen Demonstration auf dem Bundesplatz vor zehn Tagen wecken böse Assoziationen. Es ist schlimm genug, wenn die Polizei mit zweierlei Mass misst und nichts gegen diese Demos unternimmt. Dass unser Staatsfernsehen die illegal Demonstrierenden auch noch ausführlich zu Wort kommen lässt, ist ein Skandal.

Ebenso schockierend sind Unternehmen mit Quasimonopol wie die Migros, aber auch Manor, welche aus politischen Gründen Produkte aus ihren Regalen nehmen und Firmen in den Ruin treiben. Es ist lächerlich, zu meinen, mit dem Namenswechsel für Mohren-

köpfe, bei welchen die wenigsten an Afrikaner denken, gäbe es weniger Rassismus. Grausame Kinder werden dunkelhäutige Klassenkameraden weiterhin als «Mohrenköpfe» hänseln oder eine andere auf die Hautfarbe zielende Beschimpfung finden.

Dieselbe totalitäre Geisteshaltung wie Migros und Manor zeigt Coop, wenn er Rapunzel-Produkte nicht mehr verkauft, weil der Eigentümer jener Firma als Privatperson unkonventionelle Ansichten zu Corona vertrat, oder unsere – nun schon zum zweiten Mal mit Steuergeldern aufgepöppelte – nationale Fluggesellschaft, wenn sie Läderach-Produkte boykottiert, weil einer der Eigentümer als Privatperson moralikonservative Organisationen unterstützt. Einen Schritt weiter gehen Monopolisten der politischen Korrektheit, welche deshalb auf Läderach-Filialen terroristische Anschläge verüben, ohne dass dies die veröffentlichte Meinung hierzulande empörte.

Diese Geisteshaltung ist das Ende der Rede- und Meinungsfreiheit, ja unseres liberalen Staates. Da Regierung und Gerichte nichts gegen solche und andere Verletzungen liberaler Freiheitsrechte unternehmen, wäre es wünschenswert, dass die noch an diesen Errungenschaften hängende schweigende Mehrheit (gemäss *Blick*-Umfrage 92 Prozent!) ihrerseits diese Unternehmungen boykottierte. Nur so werden sie von Irrwegen abkommen, die sie auf Druck lautstarker Minderheiten eingeschlagen haben.

Vielleicht wird es dann wieder möglich, unseren demokratischen Traditionen entsprechend in gegenseitigem Respekt differenzierte Lösungen zu erarbeiten, die der Komplexität und Ernsthaftigkeit dieser Probleme gerecht werden. Der Mohrenkopf, den es mit braunem und weissem Schokoladeüberzug gibt, während sein Kern immer aus dem gleichen süssklebrigen Inhalt besteht, könnte auch als Symbol dafür gesehen werden, dass alle Menschen, unter welcher Haut auch immer, im Kern gleich sind.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8077 **Dietikon**, Ingrid Siefel Tel. 044 316 13 11
Preis ab CHF 981'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'331'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ und 6 ½ Zi. EFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 507'200.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8152 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'150'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.calmacasa.ch




3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:

www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 

You Tube 

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

svit
ZÜRICH

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich

EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

Stand Mai 2020



Er malte einfach die Sommer, die er sich wünschte: Monets «Sommer» (1874).



Ikone der Woche

Sommerglühen

Von Michael Bahnerth

Es gab eine Phase in meinem Leben, da rechnete ich meine mir verbleibende Lebenszeit in Sommern. Noch soundso viele Sommer, und ich wäre sechzig, noch zehn mehr, und ich wäre siebzig, und dann der letzte Sommer, und ich wäre tot. Ich habe aufgehört damit. Weniger, weil mein Umfeld mir sagte, es gebe auch noch Frühling, Herbst und Winter, was stimmt; aber diese Jahreszeiten sind bloss der Anfang, das Ende und die unendliche Ferne des Sommers.

Ich habe aufgehört damit, weil es das Leben so verdammt endlich machte. Was sind schon, wenn einer fünfzig ist, noch dreissig Sommer? Wenn ich darüber nachgedacht habe, starb ich jeweils ein wenig, das war schmerzlich, machte mich depressiv und selbstmitleidig. Ich versuche jetzt seit einer Handvoll Sommern, ihn zu leben, als ob ein jeder der letzte wäre. Ich hoffe, dass dieser Sommer nicht der letzte sein wird, weil er jetzt schon, bei allem Licht, ein Schattensommer ist. Natürlich, er scheint wie alle Jahre, Jahrhunderte und Jahrmillionen, er scheint sogar wie ein guter Jahrgang. Noch streichelt seine Wärme den Körper und die Seele, ohne sie zu verbrennen. Es ist alles da, nur die Leichtigkeit nicht. Der Schatten in ihm ist der Schatten in uns. Als Claude Monet (1840–1926) 1874 ein weiteres Gemälde seiner Sommer-Zyklen schuf, lag die letzte grosse Pockenpest Europas drei Sommer zurück, in fünfzehn weiteren würde die Russische Grippe eine Million Menschen dahinraffen. Vielleicht mag es daran liegen, dass Monets Sommer so zärtlich sind und eine Impression von etwas Erlösendem.

Wahrscheinlicher aber ist, dass er einfach die Sommer malte, die er sich wünschte. Sommer, deren Hitze seine Sorgen verglühten, die ihn befreiten von der Last seines Lebens, der Armut. Sommer, in denen seine Frau Camille mit seinem Sohn im Gras badete. Die Erbschaft, die ihn vor ein paar Jahren aus den Tiefen seines finanziellen Sumpfes gerissen hatte, war beinahe aufgebraucht, und er hatte keine Ahnung, woher er die Kraft nehmen sollte, in der sich neu anbahnenden Welle der Armut nicht zu ertrinken. Erst im Spätsommer, im Herbst und Winter seines Lebens wich diese Last von seinem Sein. 1891 gewann er 100 000 Francs in der Lotterie, das half. Er legte in seinem Haus in Giverny einen märchenhaften Seerosenteich an, malte sie und hatte für die letzten Jahre eine Altersvorsorge.

Der finanzielle Erfolg kam zu spät. Er hatte jetzt zwar Geld, aber der Tod hatte ihm seine Frauen genommen und griff nach seinem Augenlicht. Und es war für ihn wie einst vor dreissig Sommern; er malte die Dinge vielmehr, wie er sie vor seinem inneren Auge sah, und gab ihnen so einen in Klarheit verschwommenen Sommer für immer.

Warum die Ketten brachen

Die Sklaverei ist so alt wie die Menschheit.

Wirklich überwunden wurde sie erst in den letzten Jahrzehnten, dank den Evangelikalen in Westeuropa und Nordamerika. *Von Christoph Mörgeli*

Im Rahmen globaler Proteste gegen den Rassismus rücken gegenwärtig auch Sklavenhandel und Sklavenhaltung in den Fokus. Ein Blick in die Geschichte der Sklaverei bietet überraschende Erkenntnisse über eine lange Jahrtausende selbstverständliche Praxis, die von archaischen Urvölkern bis zu den Palästen saudischer Ölmillionäre reichte.

Entscheidend ist allerdings die Klarheit im Begrifflichen. Wenn Hilfswerke behaupten, die Sklaverei existiere in Form von Kinderarbeit, Frauenverschleppung und Zinsknechtschaft bis heute, geht es um die eigennützige Dienstbarmachung der Geschichte für eigene politische und materielle Zwecke. Denn Zwangsprostitution oder Zwangsarbeit sind zwar schlimme Zeiterscheinungen, aber rechtlich keine Sklaverei, die sich auf Staat und Gesetz abstützen könnte.

1 — Begriffliche Klarheit schaffen

Sobald eine osteuropäische Zwangsprostituierte ihrem Zuhälter entflieht und sich an die Behörden wendet, findet sie Hilfe und wird nicht an ihren Peiniger ausgeliefert. Das Netzwerk eines ägyptischen Kinderhändlerings wurde unverzüglich gesprengt, als die Polizei davon erfuhr. Der Sklaverei-Forscher Egon Flaig verneint selbst bei den Opfern deutscher Konzentrationslager, dass sie Sklaven im eigentlichen Sinn gewesen sind. Denn diese Orte der entsetzlichsten Erniedrigung und Vernichtung seien abseits der öffentlichen Wahrnehmung und der Gesetze betrieben worden.

Bei der klar definierten Sklaverei aber werden Menschen als Eigentum oder als Handelsware anderer Menschen behandelt – und zwar mit ausdrücklicher gesetzlicher Verankerung. Die Versklavung war gleichbedeutend mit dem sozialen Tod, denn die Betroffenen wurden aus Familie, Heimat und Nachbarschaft herausgerissen. Genau wie das Vieh betrachtete man die Sklaven als Sache und behandelte, ernährte und züchtigte sie entsprechend. Die Besitzer zwangen Frauen wie Männer unter Unterdrückung jeder sexuellen Regung ausschliesslich zur Arbeit, es sei denn, sie hätten sie zu «Zuchtzwecken» für weitere Sklaven gehalten. Die Brechung jedes Selbstvertrauens und jeder Solidarität erklärt, warum Sklavenaufstände so selten vorkamen.

Sklaven gab es längst vor den schriftlichen Zeugnissen gab. Die Polynesier im Pazifischen Ozean hielten ebenso Sklaven wie die vielfach

verherrlichten Indianer Nordamerikas. Sei es Mesopotamien, Ägypten oder das Judentum, seien es die Mayas und Inkas – jede einzelne Hochkultur bildete eine Sklavenhaltergesellschaft. Im antiken Griechenland und im römischen Imperium stellten die Sklaven einen bedeutenden Bevölkerungsanteil, wobei das, was man später «Rasse» nannte, noch keine Rolle spielte. Die Sklaverei war damals laut dem Althistoriker Josef Fischer ein so selbstverständlicher Teil der Gesellschaftsordnung – auch für die Sklaven selber –, dass eine Gemeinschaft ohne Unfreie jenseits aller Vorstellungskraft lag. Nicht einmal die frühen Christen wollten ihre Umgebung umwälzen, sondern meinten: Die Sklaven sollen nicht ihre Freilassung begehren, sondern gehorsam ihren Herren dienen. Erste Kritik kam in der Ostkirche auf, stellte doch der Kirchenvater Gregor von Nyssa fest, dass alle nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen gleich seien.

2 — Der Islam versklavte am meisten

Doch solche Töne wurden erstickt in der rabiatesten und grausamsten Sklavenhaltergesellschaft der Geschichte – den Völkern des Islam. Erst im Lauf der rasanten Ausbreitung des muslimischen Glaubens über den halben Erdball wurde Afrika zum grössten Sklavenlieferanten. Die Schwarzen selber kannten keinerlei gegenseitige Solidarität, sondern betätigten sich teils als Sklavenjäger, teils waren sie die sich verzweifelt gegen die Gefan-

Die Brechung von Selbstvertrauen und Solidarität erklärt, warum Aufstände so selten vorkamen.

gennahme wehrenden Opfer. An den traumatischen Folgen dieser Versklavung mit dem damit verbundenen vielfachen Genozid und der Zerstörung von familiären, gesellschaftlichen und kulturellen Wurzeln leidet der Kontinent noch heute.

Es mag überraschen, dass der grösste Teil der auf 35 Millionen geschätzten versklavten und «exportierten» Afrikaner aufs Konto der islamischen Expansion geht. Die Spezialisten Egon Flaig wie Michael Zeuske kommen auf eine Zahl von 17 Millionen Afrikaner, die zum Zweck islamischer Sklavenhaltung verschleppt wurden. Laut Flaig handelte es sich «um das grösste, langlebigste Sklavensystem der Weltgeschichte». Die im Dschihad von

635 bis 720 n. Chr. enorm ausgedehnten Handelsrouten dienten nicht zuletzt dem ständigen Nachschub von Sklaven. Arabische Schiffe transportierten über Jahrhunderte Schwarze entlang der ostafrikanischen Küste Richtung persische Zuckerplantagen. Gejagt wurde unter Ausnützung der Überlegenheit des Pferdes vornehmlich im nichtmuslimischen Teil Afrikas. Muslimische Schwarzafrikaner wiesen ebenso energisch wie meist vergeblich darauf hin, dass gemäss dem Propheten nur Ungläubige versklavt werden dürften. Noch 1871 veranstaltete ein Sultan im Tschad anlässlich des Besuchs eines hohen Gastes eine Sklavenjagd.

Lieferzonen für die islamische Sklavenhaltergesellschaft bildeten aber auch Europa, das byzantinische Anatolien, die Ukraine, Russland und vor allem Indien. Wäre es dem Christentum im Mittelalter nicht gelungen, sich zu stabilisieren und die Muslime zurückzuschlagen, wäre zweifellos auch der europäische Kontinent für lange Zeit zur Lieferzone von Sklaven geworden.

3 — Britische und amerikanische Gegner

Doch auch die «christlichen Seefahrer» betrieben den schwunghaften Sklavenhandel. 11 Millionen Afrikaner sollen über den Atlantik auf die karibischen Inseln und aufs amerikanische Festland transportiert worden sein. 1,5 Millionen von ihnen überlebten die Überfahrt nicht. Seit etwa 1520 importierten die spanischen Siedler Sklaven, die ihnen die Portugiesen verkauften. Die Europäer gingen nicht selber auf Sklavenjagd, sondern überliessen dieses schmutzige Geschäft gerne den Afrikanern. Die katholische Kirche äusserte sich in der Sklavenfrage gespalten.

An der Versorgung der Plantagen mit Arbeitskräften betätigten sich seit dem 17. Jahrhundert auch Holländer, Briten und Franzosen. Vor allem in Nordamerika explodierte der Sklavenimport förmlich. Die Sklavenhalter duldeten dort eine Subkultur der Sklaven mit eigenen Gesängen, Tänzen und Ritualen. Auch bemühten sie sich um deren christliche Unterweisung, wobei sich die Schwarzen von den evangelikalen Erweckungs- und Bekehrungskirchen mit lebendigen Glaubensbezeugungen speziell angesprochen fühlten. Von dieser Seite sollte auch ihre Befreiung einsetzen.

In einem erstaunlich kurzen Zeitraum ist es der evangelikalen «Abolition» (Abschaffung) des nordwesteuropäischen Kulturkrei-



Die Versklavung war gleichbedeutend mit dem sozialen Tod: Sklavenmarkt in Ägypten, 1857.

ses gelungen, die Sklaverei weltweit zu verbieten. Weder ein Machtwort des Papstes noch das Werk der Aufklärer brachte dies zustande; schon eher gewisse Früchte trug die Französische Revolution. Doch den Hauptteil des enormen Kampfes steuerten protestantische Minderheitskirchen, Calvinisten, Quäker, Methodisten, Mennoniten und andere Glaubensgemeinschaften bei – darunter besonders überzeugt und überzeugend viele Frauen. Es waren Prediger in Grossbritannien und in den nordamerikanischen Kolonien, welche die Sklaverei zur Sünde und Christus zum Befreier aller Menschen erklärten. Die Abolitionisten nutzten die sozialen Medien ihrer Zeit, nämlich Flugblätter, gedruckte Predigten und andere Druckschriften.

Nach der Unabhängigkeitserklärung der USA von 1776 verboten verschiedene Gliedstaaten die Sklaverei, während das britische Unterhaus fünfmal über deren Abschaffung abstimmte. Im Nachgang des Sklavenaufstands von Haiti – übrigens dem einzig erfolgreichen der Weltgeschichte – befand die französische Nationalversammlung die Sklaverei auf Frankreichs Staatsgebiet als illegal. 1807 zogen beide Kammern des britischen Parlaments nach, ein Jahr später wandten sich auch die Vereinigten Staaten gegen die Weiterfüh-

rung von Sklaventransporten über den Atlantik. Am Wiener Kongress machte Grossbritannien so energisch Druck, dass sich 1815 sieben weitere Monarchien verpflichteten, gegen den Sklavenhandel vorzugehen.

Wenig später lenkten auch Portugal und Spanien ein. Die britische Kriegsmarine kreuzte als Weltpolizistin zeitweise mit Dutzenden von Kriegsschiffen vor der afrikanischen Küste. Die Unkosten der Briten zur Unterdrückung der Sklaverei waren nicht geringer als die vorherigen Verdienste britischer Sklavenhändler. Auch US-amerikanische Schiffe beteiligten sich Mitte des 19. Jahrhunderts an den Kontrollen. Immer mehr aber wurden die Vereinigten Staaten durch die Differenzen zwischen sklavenhaltenden Staaten und jenen, welche die Sklaverei längst verboten hatten, zerrissen. Unmittelbar nach der Wahl von Abraham Lincoln zum Präsidenten traten die Südstaaten aus der Union aus und begannen den Bürgerkrieg – einzig aufgrund der Sklavenfrage.

4 — Wohlstand beruht nicht auf Sklaverei

Der siegreiche Norden schaffte zwar 1865 die Sklaverei in den USA ab und verlieh den Sklaven das volle Bürgerrecht, gab aber den Südstaaten baldmöglichst ihre föderalistischen

Rechte zurück. Diese erlaubten ihnen weiterhin erhebliche Diskriminierungen der Schwarzen. Die Politik der Rassentrennung führte im 20. Jahrhundert – wiederum mit kirchlich-religiösen Vorkämpfern – zu zunehmenden Manifestationen und erst in den sechziger Jahren zur völligen Gleichberechtigung.

Weit mühsamer noch gestaltete sich der Weg der Abolition in der islamischen Welt. Im Maghreb, im Osmanischen Reich und in Persien blühte die Sklavenhaltung trotz zunehmendem britischem Druck weiter. Es bedurfte des bewaffneten Einschreitens im Nahen Osten und in Afrika, um die Handelswege auszutrocknen. Noch im 20. Jahrhundert haben evangelikale Organisationen 80000 Menschen im Sudan, in Mauretanien und Jemen freigekauft. 1945 schliesslich verbot die christlich geprägte Uno-Menschenrechtskonvention jede Form von Sklaverei und Leibeigenschaft.

Die Investitionen der europäischen Kolonialstaaten in Afrika waren zweifellos grösser als der Gewinn, den sie daraus zogen. Jedenfalls darf mit guten Gründen bezweifelt werden, dass der Westen seinen heutigen Wohlstand der ausbeutenden Sklaverei verdankt. Wenn dem so wäre, müsste Portugal das reichste Land Europas sein. Und alle islamischen Länder würden in unermesslichem Wohlstand leben.

Sei Wasser, mein Freund

Mit Wut, Mut und unfassbarer Geschmeidigkeit sprengte Bruce Lee in Amerika kulturelle Grenzen. Sein Leben endete im Triumph, aber auch tragisch. Ein neuer Dokumentarfilm gibt intime Einblicke. *Von Benjamin Bögli*

Kurz vor seinem Tod hatte Bruce Lee noch knapp ein Prozent Körperfett. Seine Arme seien so hart wie Granit gewesen, notierte ein beeindruckter Hollywood-Produzent. Chuck Norris, Karatemeister, Action-Kultfigur und Workout-Idol, der dank Lee berühmt wurde, sagt: «Kein anderer hat je so fanatisch trainiert. Sein Training schien 24 Stunden am Tag zu dauern.» Sein Arzt attestierte ihm im Mai 1973 die Fitness eines Achtzehnjährigen. Lee war damals 32 und sollte sehr bald der erste nichtweisse globale Filmstar werden.

Eigentlich war der Chinese Bruce Lee Amerikaner. Seine Eltern tourten mit der chinesischen Oper im Westen, als er 1940 in San Francisco zur Welt kam und damit US-Bürger wurde. Für seine spätere Karriere half ihm das enorm. Lee wuchs wohlbehütet in Hongkong auf und stand schon als Knirps vor der Kamera. Aber er war ein Tunichtgut; schlecht in der Schule und streitsüchtig. Sein Übername: «Mo Si Ting» («Sitzt nie still»). Heute würde man bei Bruce Lee bestimmt ADHS feststellen.

Jetzt konnte er zurückschlagen

Mit dreizehn nahm er Unterricht beim sagenumwobenen Kung-Fu-Meister Yip Man. Yip Man – ein spindeldürrer Asket, ein Nordchinese, der auch im Winter, bloss in Shorts und mit einem dünnen Jäckchen bekleidet, barfuss unterwegs war. Ein in sich gekehrter Typ vom Schlag Lehrer, der nur eine Hand und ein gültiges Lächeln im Gesicht braucht, um sich jeden noch so gefährlichen Angreifer vom Leib zu halten. Ein Mann, der, wenn er überhaupt etwas sagte, Sätze raushaute wie: «Im Leben geht es nur um zwei Wörter: horizontal und vertikal. Machst du es falsch, bleibst du auf dem Boden liegen, machst du es richtig, bleibst du stehen. Und nur diejenigen, die stehen, haben das Recht, zu sprechen.»

Früher wurde Bruce Lee verprügelt. Jetzt konnte er zurückschlagen. Er testete das bei Yip Gelernte in den Gassen Hongkongs, wo er sich auch mit Weissen, zu denen er zeitlebens etwas neidisch hinaufblickte, raufte. Es ging aber auch sanfter. 1958 gewann er die Stadtmeisterschaft Hongkongs im Cha-Cha-Cha.

«Be Water», ein neuer Dokumentarfilm des amerikanischen Sportsenders ESPN, gibt intime Einblicke ins Leben von Bruce Lee. Die entscheidende Eingebung hatte er in einem kleinen Segelboot auf dem Meer. «Einmal schlug ich aufs Wasser und erkannte: Ist nicht das die Essenz von Kung-Fu? Das Wasser – das

weichste Material auf der Welt – schaut nur schwach aus, in Wahrheit kann es die härtesten Substanzen durchdringen.» Später verdichtete er seine Erkenntnis zu einer Formel: «Sei Wasser, mein Freund».

Zu Wasser wird man nicht über Nacht; auch Bruce Lee nicht. Ende der fünfziger Jahre geriet der knapp Zwanzigjährige ins Visier der Justiz, die ihn mit Schlägerbanden in Verbindung brachte. Sein Vater schickte ihn daraufhin mit 100 Dollar in der Tasche nach Seattle, wo er beschloss, Hollywoodstar zu werden. Zuerst kellnerte er und studierte zwei Jahre lang Philosophie. An der Uni lernte er auch seine zukünftige Frau, die Amerikanerin Linda Emery, kennen. Weil er Geld brauchte, gründete er Anfang der sechziger Jahre eine Kung-Fu-Schule.

«Frank Lloyd Wright der Kampfkunst»

Nun tat er etwas, was noch keiner vor ihm getan hatte: Er öffnete sein Kung-Fu-Training für alle, nicht nur für Chinesen. Bruce Lee sprengte die kulturellen Grenzen und führte die Amerikaner in die Geheimnisse fernöstlicher Kampfkunst ein.

Bloss hatte das, was Lee vermittelte, nicht mehr sehr viel mit Yip Mans Wing Chun zu tun. Er glaubte an die Kraft der Vielfalt: Der Fokus auf nur eine Methode schränkte das kämpferische Potenzial unnötig ein. Lee analysierte Karate, Taekwondo, Judo, Jiu-Jitsu, Boxen, Ringen, Fechten und den französischen Beinkampf Savate. Das, was ihn davon jeweils überzeugte, destillierte er heraus und formte es zu einem Stil, den er «Jeet Kune Do» nannte – also das, was man heute unter «Mixed Martial Arts» versteht und das unheimlich boomt. Ein Biograf bezeichnete Lee einmal als den «Frank Lloyd Wright der Kampfkunst» in Anlehnung an den berühmten Architekten, der alles Bisherige genau studiert und neue Regeln aufgestellt hatte, um eine noch nie dagewesene universelle Form zu bauen.

Lee war aber auch ein ehrgeiziger Showman mit Kalkül. Denn reines Wing-Chun-Kung-Fu schaut unspektakulär aus. Fusstritte sind selten und kurz. Atemberaubende Kicks und Luftsprünge gibt es nicht. Da hinterlassen Karate und Savate auf der Leinwand beim Publikum deutlich mehr Eindruck.

Und Hollywood war elektrisiert von Bruce Lee; von seiner Geschmeidigkeit, seiner un-



Das Klingeln der Kinokassen hallte bis nach

glaublichen Präzision und seiner Person. Bei einer Präsentation, bei der er auch seinen legendären «one inch punch» vorgeführt hatte, wurde er entdeckt. In der Folge spielte Lee in der TV-Serie «The Green Hornet» (1966) den asiatischen Nebendarsteller Kato und erhielt ein paar weitere, kleinere Rollen. 1969 schrieb er: «Ich, Bruce Lee, werde der bestbezahlte asiatische Superstar in den Vereinigten Staaten sein.» In dieser Zeit erlangte er unter der Hollywood-Prominenz so etwas wie Guru-Status. Er unterrichtete neugierige Stars von Steve McQueen bis Roman Polanski und machte sie mit seiner Philosophie vertraut. Sie waren fasziniert von Lees exotischem Charisma und der im Westen noch unentdeckten Welt der Kampfkünste.

«Chinese mit gelbem Gesicht»

Eine Hauptrolle gab ihm trotzdem niemand. Ein Asiate als amerikanischer Kinoheld war damals kaum vorstellbar. Selbst Dschingis Khan war von John Wayne dargestellt worden. Zudem sprach Lee Englisch mit chinesischem Akzent. Er sah ein, dass er es so nicht schaffen würde. Im Film «Be Water» wird er folgendermassen zitiert: «Die Wahrheit ist, ich bin ein Chinese mit gelbem Gesicht. Ich kann unmöglich ein Idol für Weisse werden. Deshalb habe ich mich entschlossen, zurückzukommen und der chinesischen Filmindustrie zu dienen.»

1971, nach zwölf Jahren in Amerika, hatte Hongkong seinen verlorenen Sohn wieder.



Hollywood: Kampfkünstler Lee.

Was Lee nicht wusste: Für die Chinesen in der britischen Kronkolonie war er der Held, der es in Amerika geschafft hatte. Filmproduzent Raymond Chow nahm sofort Kontakt zu ihm auf. Mit ihm drehte er drei Martial-Arts-Filme, deren Drehbücher Lee selber geschrieben hatte und bei denen er Regie führte. In Hongkong brachen diese alle Umsatzrekorde. Bruce Lee wurde zum chinesischen Superstar in Schlaghose und Elvis-Brille.

Das Klingeln der Kinokassen hallte bis nach Hollywood, wo man an Lee plötzlich auch als Schauspieler brennend interessiert war. Jetzt wollte das Warner-Bros-Studio aus ihm einen internationalen Star machen. Die allererste chinesisch-amerikanische Filmproduktion entstand: «Enter the Dragon» («Der Mann mit der Todeskralle»). Der Film spielte weltweit – inflationsbereinigt – über eine Milliarde Dollar ein und löste eine gigantische Welle von Kampfsport-Filmen aus, die Stars wie Jackie Chan, Chuck Norris, Jean-Claude Van Damme oder Steven Seagal hervorbringen sollte.

Bruce Lee konnte seinen grossen internationalen Durchbruch nur noch erahnen. Er starb am 20. Juli 1973, einen Monat vor dem Kinostart von «Enter the Dragon», in Hongkong. Weil er starke Kopfschmerzen hatte, gab ihm seine Schauspielkollegin Betty Ting Pei nach dem Mittagessen ein Equagesic, eine Art Aspirin. Bruce Lee legte sich schlafen und erwachte nie mehr.

Musik

Wille zur Lust

Popstar Debbie Harry wird 75. Einmal sagte sie: «Sex ist der Grund, warum Menschen duschen.»

Auch sonst lohnt sich ein Blick zurück. Von Dominik Imseng

Andy Warhol meinte: «Könnte ich mir dein Gesicht aussuchen, wäre es das von Debbie Harry.» Tatsächlich gibt Google kein Bild der Sängerin her, auf dem sie nicht zum Niederknien aussieht. Zumindest in den 1970er und frühen 1980er Jahren.

Aufgewachsen ist die 1945 geborene Harry in New Jersey, bei «strengen, aber liebevollen» Pflegeeltern, wie sie in ihrer Autobiografie schreibt, die im letzten Oktober erschien.

Mit zwanzig zog Harry nach New York, wo sie ihr Geld unter anderem als *Playboy*-Bunny und Nachtclub-Kellnerin verdiente. Als sie im August 1969 von einem

Musikfestival erfuhr, das hundert Meilen von New York entfernt auf einer Kuhweide stattfinden sollte, fuhr Harry nach Woodstock. Dort lernte sie den Gitarristen Chris Stein kennen, mit dem sie fünf Jahre später die Band Blondie gründete. Zuvor hatte Harry, damals noch brünett, in einer erfolglosen Folkrock-Formation gesungen.

Erster gerappter Nummer-eins-Hit

Blondie spielten zuerst punkigen Rock im Stil der Ramones. Später liessen sie auch Funk- und Disco-Elemente einfließen, so wie in ihrem Welthit «Heart of Glass», der 1979 entstand.

Ob live oder auf Fotos: Debbie Harry inszenierte sich stets als Marilyn Monroe des New Wave – lasziver Blick und Kussmund inbegriffen. «Ich mochte die Vorstellung, dass mein Poster in den Schlafzimmern der Fans hing», schreibt Harry in ihrer Autobiografie. «Sex ist der Grund, warum wir uns schön anziehen, die Haare kämmen, die Zähne putzen und duschen.»

Auch David Bowie war von Debbie Harry verzaubert. So sehr, dass er nach einer Linie Kokain seinen Penis hervorholte, damit ihn die Sängerin «begutachten» könne, wie der Brite vorschlug. Heute würde das unter #MeToo laufen. Damals lief das unter Rock 'n' Roll.

Der letzte Hit von Blondie stammt von 1981. Es ist der Song «Rapture» (Verzückung), in dem Harry auf einmal zu rappen beginnt. Unbeholfen zwar und wohl auf Drogen («Du hörst nicht auf, Autos zu essen», lautet eine Zeile), aber so verflucht sexy, dass der Song zur ersten gerappten Nummer eins in den US-Charts wurde.

Umso steiler dann der Absturz: Kokain- und Heroinexzesse, das falsche Management, Steuerschulden – im November 1982 brachen Blondie auseinander. Geblieben ist Debbie Harrys Wille zur Lust. Vor fünf Jahren wünschte sie sich zum 70. Geburtstag «einen netten Mann für guten Sex». Mit Erfolg. «Aber es war nichts von Dauer», beklagte sie sich. «Darum bin ich offen für weitere Vorschläge.»

Am 1. Juli feiert Debbie Harry ihren 75. Geburtstag. Wenn man sie sich so anschaut, scheint sie die Lust auf die Lust nicht verloren zu haben.



Marilyn Monroe des New Wave: Debbie Harry.

Schön heulen in der Nacht

Der schottische Bestseller-Autor Alexander McCall Smith hat den Krimi neu erfunden. Er schreibt von zartfühlenden Polizisten und einem tauben Hund, der Lippen liest.

Von Rolf Hürzeler

Ein kleiner Schnitt mit einem Messer in die Kniekehle eines Marktfahrers; Blut fließt, aber nur ein bisschen. Was anderswo ein Bagatelldelikt wäre, ist das schwerste Gewaltdelikt, das sich im Oeuvre des schottischen Alexander McCall Smith findet. Hinter dem Übergriff öffnen sich jedoch menschliche Abgründe, wie der fiktive schwedische Ermittler Ulf Varg nach und nach erkennt. Denn seelische Verletzungen können schwerer sein als körperliche.

Die Kniekehlen-Episode bildet den Auftakt einer neuen Reihe von Kriminalromanen, die diesen Sommer unter dem Titel «Das Dezernat für heikle Fälle» auf deutsch erscheint. Autor ist der schottische Schriftsteller Alexander McCall Smith, der sich mit seinen zwanzig Bänden Botswana-Krimis einen Namen gemacht hat. Jetzt verlegt er seine Geschichten nach Schweden. McCall Smiths Bücher zeichnen sich durch Sanftheit aus. Wer bei der Unterhaltungslektüre Ruhe und Entspannung sucht, liegt bei diesem Schriftsteller exakt richtig.

Pudel mit Winterkoller

«Gewalt interessiert mich nicht», sagt der 71-jährige Schriftsteller im Telefongespräch, «darüber kann jeder schreiben». Er beschäftigt sich lieber mit den psychischen Nöten der Menschen. Ganz im Gegensatz zu schottischen Berufskollegen wie Ian Rankin, bei dem es hart auf hart zu und hergeht. Oder noch dramatischer bei Val McDermid, die eine Blutspur durch ihre Bücher zieht.

McCall spricht ruhig, langsam und abwägend, um jede Unbedachtheit zu vermeiden. Mit seinem herzhaften Lachen unterbricht er sich indes immer wieder selbst, wenn ihn ein Gedanke gerade amüsiert. Der Witz ist sein Metier.

Damit entschädigt er seine Leserschaft für den Mangel an Schauer. Der emsige Ermittler Varg im «Dezernat für heikle Fälle» ist beispielsweise stolzer Besitzer des einzigen Hundes in Schweden, der Lippen lesen kann. Die Strassenmischung mit einem starken Einschlag von Pudel ist stocktaub, was dem Tier solchermassen zusetzt, dass es unter dem Syn-



Mord und Totschlag im Wohlstandsparadies»: McCall Smith.

drom Seasonal Affective Disorder vulgo Winterkoller leidet. Ermittler Varg erwägt, seinen Hund zu seinem Psychiater mitzunehmen. Herrchen leistet sich den Seelendoktor, um die Trennung von seiner Frau zu verwinden, weil sie vor Jahren mit einem anderen durchgebrannt ist. So sensibel sind die Polizisten bei Alexander McCall Smith.

Der Schriftsteller ist ein Sohn des Britischen Empires. Er kam in Simbabwe zur Welt, als das Land noch Rhodesien hiess. In Schottland nahm er eine juristische Laufbahn in Angriff und wurde Professor für Rechtswissenschaften mit Schwerpunkt Gesundheit an der Universität Edinburgh. 1981 kehrte er nach Afrika zurück und baute eine juristische Fakultät in Botswana auf, wo er den Ausbau des Rechtswesens mitprägte. Heute lebt McCall Smith mit seiner Frau, einer Ärztin, in Edin-

burgh. «Aber ohne Hund», wie er sagt, «wir reisen zu viel».

Ermittlungen im Bett

Afrika inspirierte ihn zu seiner ersten Krimiserie mit einer Privatdetektivin: «Ein Krokodil für Mma Ramotswe» oder klagvoller auf Englisch «The No. 1 Ladies' Detective Agency». Im Mittelpunkt steht die füllige Mma Precious Ramotswe, wobei Mma mit einem langen A ausgesprochen wird. Sie behauptet sich mit viel List, ein wenig Tücke und etlichem Grossmut in der Männerwelt des südlichen Afrikas. McCall Smith will «das schöne, das freudige Leben dort zeigen». Denn vom afrikanischen Elend erfahre man in den Medien genug. Dabei kommt ihm zugute, dass er auf ein Land wie Botswana setzen kann. Das benachbarte Zimbabwe drängt sich als Ort der sonnigen Seiten Afrikas wohl weniger auf.

Verbrechensbekämpfung in Botswana ist aus europäischer Sicht ungewöhnlich. So lässt Mma Ramotswe einen Betrüger springen, der einen abgeschnittenen Finger bei zwei Versicherungen geltend gemacht hat. Denn der Ärmste muss wie viele andere in Afrika für seine Verwandten sorgen, was ihn finanziell in den Ruin treibt. Einen Verzweifelten hinter Gitter zu bringen sei sinnlos, findet Mma Ramotswe.

Sie hat es allerdings faustdick hinter den Ohren, wenn es um ihr eigenes Wohl geht. So soll sie den attraktiven Ehemann einer Klientin als Fremdgänger entlarven und lässt sich zum Beweis gleich selber mit ihm ein: «Er legte seinen Arm um ihre Hüfte und schwärmte von guten, fetten Frauen. All dieses Gerede vom Schlanksein sei doch Unsinn, besonders in Afrika.» Klar, dass Mma Ramotswe bei so viel Süssholz ihren beruflichen Ehrgeiz vergisst und sich ein amouröses Vergnügen gönnt. Dieses ist so köstlich, dass sie grosszügig auf das Honorar verzichtet, was die empörte Klientin keineswegs besänftigt.

Schwedens dunkle Seiten

Nach Afrika ist nun also Schweden Schauplatz des Geschehens der McCall-Krimis. «Für viele Schotten ist Schweden ein Idealstaat, ein Sozialparadies», sagt der Schriftsteller.

Er erinnert an die gemeinsame Geschichte der beiden Länder. «Die Wikinger kamen im Mittelalter als Eroberer zu uns.» Sie hätten sich bis jetzt nicht dafür entschuldigt, «wie sich das doch heute allorts gehört», bedauert er. Von schwedischen Entschädigungszahlungen für die armen Schotten ganz zu schweigen.

Schweden hat also seine dunklen Seiten, «die wir gerne ausblenden». Sie spiegeln sich in seinem «Dezernat für heikle Fälle», das sich beispielsweise mit verschwundenen Teen-

Im Vergleich zu den Wallander-Romanen lesen sich seine Bücher wie Gute-Nachtgeschichten.

agern beschäftigen muss. Das tönt bei McCall Smith allerdings gruseliger, als es ist. Denn er findet auch in einem solchen Fall einen amüsanten Dreh, der jeden Leser an die Nöte der eigenen Pubertät denken lässt.

Allerdings ist man als gesetzestreuer Bürger froh, dass dieses Dezernat sich nicht mit der organisierten Kriminalität konfrontiert sieht. Die Truppe wäre heillos überfordert: Protagonist Ulf Varg stützt sich bei seinen Ermittlungen auf einen Kollegen, der sich nur fürs Fischen interessiert, eine Mitarbeiterin, in die er verknallt ist, und einen Bürovorsteher, der

den behördlichen Papierkram liebt. Undenkbar, dass sich diese Helden durch den Drogenschwengel der Vorstädte von Malmö schlagen müssten. McCall Smith will sich nicht vorstellen, was Menschen anderen zufügen können: «Warum können wir nicht in Frieden miteinander leben?», lässt er seinen Helden Varg bei der Zeitungslektüre etwa fragen. McCall Smith gibt die Antwort im Telefongespräch gleich selbst: «Ich bin ein harmoniesüchtiger Krimischriftsteller.»

Somit haben seine Bücher keinerlei Ähnlichkeit mit den klassischen Figuren des «Nordic Noir»-Genres. Versumpfte Figuren wie Harry Hole von Jo Nesbø oder Mankells Wallander prägten die Vorstellungen einer ganzen Lesergeneration. Mehr oder weniger angeschlagene Typen nehmen sich im skandinavischen Wohlstandsparadies den Opfern von Mord und Totschlag an. McCall Smith' Romane lesen sich im Vergleich zu den Wallander-Romanen wie Gute-Nachtgeschichten.

Vorbild Dickens

McCalls Kriminalisten beschäftigen sich lieber mit einem durchgeknallten Hotelbesitzer, der sich für einen Werwolf hält und nachts sein Unwesen treibt. Derweil gönnt sich seine Frau die Wonnen der Freikörperkultur an Schwedens Stränden am liebsten in männlicher Gesellschaft.

Geschichten mit miraculösen Bestien erinnern Krimiliteraten an Conan Doyles «Hound of the Baskervilles» von 1902. Das ist ganz im Sinn von McCall Smith, der das Phänomen allerdings etwas anders als Doyen Doyle interpretiert: «Wölfe leiden genauso wie Hunde unter Depressionen; darum heulen die so schön in der Nacht.»

McCall Smith sieht sich mit seinen in kurzen Kapiteln gehaltenen Büchern in der Tradition viktorianischer Schriftsteller wie Charles Dickens. Zumal beide ihre Werke zum Teil zuerst in der Presse veröffentlichten, bevor sie in der Buchform erschienen. Wobei das «Wohlsein»-Gefühl bei den McCall Smith-Lesern ein bisschen intensiver sein dürfte als bei seinem Vorbild Dickens vor 150 Jahren.



Alexander McCall Smith:
«Das Dezernat für heikle Fälle»,
Knauer, 304 Seiten, Fr. 23.90
(ab 1. Juli in deutscher Übersetzung);
«The No.1 Ladies' Detective Agency»,
Little, 233 Seiten, Fr. 16.90;
«Ein Gentleman für Mima Ramotswe»,
Knauer, 238 Seiten, Fr. 27.90

AUTOMOBIL REVUE

WAS UNS BEWEGT – SEIT 1906.



Jede Woche Bewährtes,
Unterhaltsames,
Informatives und
Innovatives aus der
Branche – das Abo
der Automobil Revue.

Katalog 2020 –
Bestellen Sie ein Stück
Automobil-Geschichte
>katalog2020.ch

Automobil Revue Abo –
Schnuppern Sie rein,
10 Ausgaben für nur 19.–
>arra-abo.ch

automobilrevue.ch



Fast verliebt

Fleischliches

Von Claudia Schumacher

Ich hasse dieses Dating-Zeugs. Es macht mich so selbstkritisch», schrieb mir gerade eine Freundin, nennen wir sie Fiona. Eine Grosstädterin Anfang vierzig, die normalerweise mit beiden Beinen im Leben steht. Nun hat sie einen Mann getroffen, der ausnahmsweise kein Freak ist – was sie völlig aus der Bahn wirft: Neuerdings ist sie die Hauptfigur eines Mädchenfilms aus den Fünfzigern.

Er sei ein Gentleman und sehr attraktiv, schwärmte sie nach dem ersten Treffen. Bis in die frühen Morgenstunden waren sie in einer Bar und unterhielten sich prächtig. Ich freute mich und fragte, ob dieses Knaller-Date im selben Bett geendet habe. «So etwas tue ich nicht», antwortete Fiona etwas steif. In der Folge wartete sie ängstlich darauf, dass er sich meldet. «Schreib du ihm doch?», schlug ich vor. «Da bin ich altmodisch», meinte sie. Nach dem zweiten Treffen knutschten sie rum – am nächsten Morgen fürchtete sie, sich «wie ein Teenager» verhalten zu haben, und schämte sich. Jetzt wartet sie erneut darauf, dass er sich meldet, und macht sich hundert Vorwürfe pro Minute. Fiona scheint zu glauben, ihre Aufgabe bestehe darin, sich möglichst konsequent zu verstellen: Sie will ihn, darf es aber nicht zeigen. Sie ist ein «gutes» Mädchen, das seinen Keuschheitsgürtel verteidigt. Wenn sie von diesem selbstgesetzten Ideal abweicht, glaubt sie, etwas falsch zu machen. In der Eigenwahrnehmung ist sie dann ein Teenager ohne Selbstbeherrschung.

Auch ich finde ihr Verhalten etwas kindlich – allerdings vielmehr ihre passive Art und das Verschämte. Als Mann würde ich mir sicher keine Sorgen machen, dass Fiona ein zu leichtes Mädchen sein könnte. Ich würde mich fragen, ob sie überhaupt eine gesunde Libido hat.

Schrecken Männer in der Grosstadt heute noch vor einem weiblichen Begehren zurück? Klar, die wenigsten Menschen wünschen sich sehnlichst einen Partner, der zuvor dreimal die Woche mit neuen, wildfremden Leuten ins Bett gehüpft ist. Aber ich glaube, im Zeitalter der Emanzipation haben sich auch Männer an die Vorteile eines starken Gegenübers gewöhnt. Und ich würde behaupten: Das gilt für alle Lebensbereiche.



Wie auf eine Anklagemauer gespritzt: «Da 5 Bloods».

Knorrs Kultur

Koloss der Verzweiflung

Spike Lees jüngstes Opus, «Da 5 Bloods», ist seine heftigste Attacke auf den US-Rassismus – und goldrichtig in der grassierenden «Black Lives Matter»-Bewegung. Von Wolfram Knorr

Vorsicht, das Bild dreht durch! Polit-Parolen werden geschmettert, Tretminen zerreißen Körper, Schüsse prallen an Tempelmauern, vietnamesische Gangster werden rabiati, Anti-Minen-Aktivist*innen wuseln herum, französische Ganoven betrügen, Giftschlangen fallen von Bäumen, Moskitos malträtieren, Blut spritzt – und vier afroamerikanische Vietnam-Veteranen, die im Dschungel die Gebeine eines gefallenen Kameraden und eine Kiste mit Goldbarren suchen, mit denen die CIA seinerzeit Gegner des Vietcongs bestechen wollte, kämpfen sich durch das Kriegsfilm-Genre, brechtsche Verfremdungen, Vater-Sohn-Konflikte, Kriegstraumata, Rückblenden und ein politisches Lehrstück. Ein Dickicht, in dem sich die Orientierung verlieren lässt.

Kein Zweifel, man befindet sich in einem Film von Spike Lee, Mitbegründer des New Black Cinema, ungnädigster Polterer unter Hollywoods schwarzen Regisseuren. Von «She's Gotta Have It» (1986) bis «BlacKkKlansman» (2018) hat der Furor seiner Polemiken nie nachgelassen, allerdings mit dem Hang in Richtung Mainstream. Ein Vorwurf ist das nicht, nur begannen seine Attacken in dem ästhetischen Umfeld einer Polit-«Sesamstrasse» zu ähneln, die die Parolen aufmarschieren liess wie die Kindersendung das Alphabet. Das jüngste Opus, «Da 5 Bloods», das bei den Filmfestspielen Cannes uraufgeführt werden sollte und nun auf Netflix startet, ist ein wilder Mix

über Unterdrückung und Demütigungen in Amerikas Geschichte, verquirlt mit einer Action-Story à la «The Treasure of the Sierra Madre». Statt einer «Sesamstrasse» purer Wildwuchs. Mit Muhammad Alis legendärem Interview, in dem er begründete, warum er den Dienst an der Waffe in Vietnam verweigerte, beginnt «Da 5 Bloods»; dann folgen Martin Luther Kings Ermordung und Crispus Attucks, der im Unabhängigkeitskrieg der erste Gefallene war – ein Schwarzer. Zu Zeiten des Vietnamkriegs waren zehn Prozent der US-Bevölkerung Schwarze, aber ein Drittel aller eingezogenen Soldaten eben Afroamerikaner; auch das wird zum Thema: Die Geschichte des US-Rassismus ist auch eine der Verheizung.

Ursprünglich sollte der Stoff von Oliver Stone verfilmt werden, mit weissen Ex-GIs; Stone sprang ab, Lee übernahm, schrieb um und schickt nun die schwarzen Veteranen Eddie (Norm Lewis), Melvin (Isiah Whitlock Jr.), Otis (Clarke Peters) und Paul (Delroy Lindo), der posttraumatisch belastet ist, auf Schatzsuche nach Vietnam. Paul ist die dominante Figur, zu der sich noch sein Sohn David (Jonathan Majors) gesellt, der für zusätzliche heftige Generationenkonflikte sorgt. In Rückblenden wird das Drama der Bloods erzählt, die unter heftigstem Feindbeschuss in ein Flugzeugwrack fliehen und dort die Kiste mit dem CIA-Gold entdecken. Ihr Anführer Norman (Chadwick Boseman, der «Black Panther») fällt unter dem Be-

schuss des Vietcongs. Ihn beziehungsweise seine Überreste zu suchen, ist ihre Mission. Bald wird (fast) der Streit ums Gold wichtiger.

Für die Rückblenden wurden die Schauspieler nicht verjüngt (Lee posaunte, das Geld nicht bekommen zu haben), dafür das Bild-Format geändert (Breitwand schrumpft auf das alte 4:3-Format zusammen); ein origineller Einfall. Die Rückkehr an den Kriegsschauplatz stellt die Freundschaft der Bloods auf eine harte Probe, und nur ein harter Kern übersteht sie. Unruheherd der Auflösung ist Paul, ein Koloss der Verzweiflung («Man hat meine Seele vergewaltigt mit Salz in der Vaseline»), der King-Learhaft durch den Dschungel mäandert, auf einem quälenden Trip in sein Inneres, ein fast undurchdringlicher Wildwuchs permanenter Demütigungen und Selbstverleugnungen. Es sind die stärksten, aber auch grellsten Szenen.

Aber Spike Lee will noch mehr, einfach zu viel: Neben Satire, brechtscher Entfremdung, Belehrung, Spott über «Apocalypse Now», «Platoon» und «Rambo», Abenteuer wie «The Treasure of Sierra Madre» und «Indiana Jones», Melos nicht weit von «Madame Butterfly» um eine junge Vietnamesin, die als Tochter einer Hure und des schwarzen Otis doppelt heimgesucht ist, und pure reisserische Action. Dazwischen Lehrstück, Agitprop, Slogans wie auf eine Anklagemauer gesprayed, entfernt an Jean-Luc Godard erinnernd. Obgleich der Druck gewaltig ist, «Da 5 Bloods» spektakulär, berührt das Opus nur mässig. Aber weil es genau in die Zeit der aktuellen Rassismusdebatte platzt, ist es der goldrichtige Film zur «Black lives Matter»-Bewegung.

Neu im Kino

Hope Gap — Es war wohl Ingmar Bergman, der Anfang der 1970er Jahre mit «Szenen einer Ehe» (1973) den Weg für ein neues Genre freimachte – den intimen Erfahrungsfilm, den



Traurig, traurig...

«Privatfilm», fixiert auf den totalen Riss im Weltbild, der alte Wert- und Machtsysteme sprengt: die Rollenverweigerung in einer Beziehung, meistens die der Frau, aber auch zunehmend die des Mannes. Zahlreich sind inzwischen die Filme, in denen die Frau sich vom Partner in ihrer Entwicklung gehemmt fühlt und den Krempel hinschmeisst. In William Nicholson (Drehbuch und Regie) Selbstzer-

fleischungsfilm ist es der Mann, der nach 29 Ehejahren überzeugt ist, dass seine Frau ihm die Flügel gestutzt und zum Träger einer Rolle reduziert hat, der er sich nie gewachsen gefühlt hat und die er jetzt definitiv verweigert: Er zieht aus, hat eine andere, die ihn besser versteht. Edward (Bill Nighy) ist Lehrer und «Wikipediadist», seine Frau Grace (Annette Bening) Lyrikerin; sie bewohnen ein idyllisches Haus in einem kuscheligen britischen Seebad und leben mit ihren eingeübten Schrullen beschaulich in die Tage hinein. Jeden Morgen sitzt er an seinem Schreibtisch und sie an ihrem, und jeden Morgen bittet sie ihn um eine Tasse Tee, und jeden Morgen massregelt sie ihn, was er jeden Morgen geduldig hinnimmt, und jedes Wo-



... mit einem Schuss Optimismus: «Hope Gap».

chenende kommt ihr gemeinsamer Sohn (Josh O'Connor) – bis Edward den Mut aufbringt (erst dem Sohn gegenüber, dann der Frau), zu offenbaren, dass er sich verliebt habe und eine definitive Trennung wolle. Wie gesagt, nicht neu das Thema, auch – wie meistens in derartigen Fällen – traurig, traurig, aber gleichwohl mit einem Schuss Optimismus. Nicholson gelang ohne Schwere, die einen hinabzieht, ein Trennungsdrama, dem man gebannt folgt. Das liegt an den Dialogen, aber ganz besonders an der Besetzung: Bening und Nighy geben den Figuren durch ihr subtiles Spiel eine emotionale Tiefe, die für eine erstaunliche Spannung sorgt. So wirkt Grace lange als nicht gerade sympathisch, weil sie mit ihrer dominanten Haltung Edward buchstäblich die Luft aus dem Reifen gelassen hat und nun mit totalem Plattfuss durch die Beziehung eiert. Doch Schritt für Schritt zeigt sich eine tiefe Einsamkeit hinter ihrem aufgedrehten Verhalten, in das sie sich wie in einen Zobel hüllt, der ihr auf einmal genommen wird. Zu den stärksten Szenen gehört, als er den Mut hat, ihr endlich von Angesicht zu Angesicht zu sagen, dass er geht, und ihre Reaktion darauf: zwei durch jahrzehntelange Ehe ineinander verkeilte Seelen, die auf einmal wie auf Treibsand geraten sind und unaufhaltsam voreinander versinken. Das ist hochbrillante Mimenkunst, unangestrengt und dadurch beklemmend wahrhaftig. Eine psychologisch wichtige Rolle nimmt dabei zusätzlich der Sohn ein, der als Vermittler «missbraucht» und von den gegensätzlichen Standpunkten der Eltern, die er beide liebt, fast zerrieben wird.



Unten durch Ressourcen

Von Linus Reichlin

Ich habe noch nie eine Frau getroffen, die mir begeistert erzählte, sie habe sich gerade ein Wohnmobil gekauft und werde damit nach Nordschweden fahren. Aber ich habe schon viele Frauen gesehen, die, während der Ehemann es mir erzählte, mit einem resignierten Lächeln sagten: «Anfangs war ich ja ein bisschen skeptisch...» Mehr sagen sie nicht. Sie lassen offen, ob sie immer noch skeptisch sind oder ob ihre Skepsis vielleicht sogar noch gewachsen ist, seit sie mit ihrem Mann die erste Nacht in dem Wohnmobiltbett verbracht haben. Dieses Bett besteht nur aus dem Spalt zwischen zwei Matratzen, der Rest wurde von den Konstrukteuren aus Platzgründen weggelassen.

Wäre man frisch verliebt in einen Mann, würde man sich liebend gern einen Matratzenspalt mit ihm teilen. Aber Ehepaare, deren männlicher Part sich ein Wohnmobil kauft, sind in der Regel über das Stadium der Leidenschaft hinausgewachsen und haben den Wert eines ruhigen Schlafs erkannt. Trotzdem liegt man im Wohnmobil jetzt wieder unbequem in der Sardinenbüchse wie früher im Studentenheim – nur dass man als Frau ausser einem Hörschaden nichts davon hat. Die Lautstärke des männlichen Schnarchens ist offenbar unabhängig von der Grösse des Bettes. Am nächsten Morgen möchte die Frau sich gern den Nachtschweiss ihres Ehemanns weg duschen. Aber in einem Wohnmobil muss man die Dusche erst mal finden. Meistens befindet sie sich dort, wo man beim Sitzen auf der Toilette die Füsse hinstellt. Wenn man aufsteht, ist derselbe Platz dann die Dusche.

Um den Duschvorhang zu ziehen, muss man seinen Hintern an eine kalte Plastikwand drücken, und wenn man das tut, springt das Belüftungsfenster auf, und der Camping-Nachbar gafft herein. Die Frau versucht nun, zu duschen, ohne mit irgendetwas in Berührung zu kommen, aber es kommt kein warmes Wasser. Denn der Mann beansprucht den Boiler-Inhalt für sich, er will heute unbedingt das Wohnmobil waschen. Man könnte natürlich nach dem Duschen der Ehefrau nachheizen, aber der Mann möchte nicht zu viel Gas verbrauchen, denn er hat noch nicht rausgekriegt, wie man die Gas-

>>> Fortsetzung auf Seite 54

flasche wechselt. Das verschweigt er seiner Frau natürlich, sie soll nicht denken, dass er das Wohnmobil nicht im Griff hat. Also duscht sie kalt, ungern, aber sie hat gelernt, optimistisch zu bleiben: Vielleicht hilft kaltes Wasser ja gegen Cellulite. Der Mann brät inzwischen in der Bordküche zwei Spiegeleier, zu Demonstrationszwecken, um der Frau zu zeigen, wie funktionell diese Küche ist. Er hat nicht vor, hier mehr als einmal zu kochen, die Kochnische ist einfach zu eng für einen Mann mit Schuhgrösse 44. Aber die Frau wird damit schon zurechtkommen. Obwohl sie nicht viel kleiner ist als er. Er hätte vielleicht eine Thailänderin heiraten sollen, die würde von der Grösse her super in die Kochnische passen. Eigentlich ist es eher eine Kochritze. So sieht es jedenfalls die Frau: Man schläft in einem Spalt, kocht in einer Ritze und duscht auf einer Fläche, die gegen das Gesetz zur Haltung von Batteriehühnern verstösst. Danach sitzt die Frau sieben Stunden lang auf dem drehbaren Beifahrersitz und fragt sich: Was zum Teufel findet ihr Mann an einem Wohnmobil so toll?

Am Abend auf einem Campingplatz mit Blick auf die Autobahn spricht er von Freiheit. Von der Natur. Vom sparsamen Umgang mit den Ressourcen, mit dem Wasser, mit dem Gas. Dass man kleine Dinge wieder zu schätzen lerne. Dass er all den überflüssigen Luxus nicht mehr brauche. Danach versucht er eine Stunde lang, die Satellitenschüssel auf dem Dach des Wohnmobils für den Empfang seiner Sportsendung auszurichten. Die Frau sieht über dem Campingplatz einen grossen Raubvogel kreisen. Könnte das die Natur sein, die Freiheit, von der ihr Mann vorhin geschwärmt hat? Aber er sagt nur: «Vielleicht stört der den Empfang!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein Enthusiastischer Purist

Von Peter Rüedi

Der Ätna, Siziliens aktiver Vulkan, ist seit einigen Jahren der Ort eines erstaunlichen Ausbruchs bis dahin kaum bekannter, besser: unerkannter Weine. Zumal an seinen Nordhängen setzte um die neunziger Jahre die Renaissance einer alten, autochthonen Rebsorte ein, der Nerello Mascalese, die, zumal in den höheren Lagen der mineralischen Böden am heissen Berg, Weine von markanter Eigenwilligkeit hervorbringt: komplex in den Aromen, diskret in der Farbe – wie die noblen Stars des Nordens, die Pinot noir im Burgund und die Nebbiolo im Piemont. Die Renaissance der Nerello Mascalese und mit ihr des Rebbaus am Vulkan insgesamt ist mit den Namen dreier Pioniere verbunden: Andrea Franchetti, Marco de Grazia und Frank Cornelissen. Letzterer, gebürtiger Belgier mit Jahrgang 1961, von den dreien der radikalste, kam 2001 nach Solicchiata am Nordhang des Vulkans. Es ist kein Zufall, dass es Zugezogene waren, die als Erste das Potenzial der Sorte auf den vulkanischen Böden erkannten. Und damit einen Ätna-Boom auslösten. Wobei Cornelissen,

ein Fundamentalist sui generis, am Beifall der önologischen Fachblätter so wenig gelegen ist, dass seine Website die enthusiastischen Bewertungen nicht einmal erwähnt.

«Im Grunde ist es hier nicht anders als im Barolo», sagte er mir bei einem Besuch vor ein paar Jahren. «Das Verhältnis von modischen und wirklich guten Weinen ist vergleichbar, achtzig zu zwanzig oder neunzig zu zehn.» Modisch sind die dezidierten Naturweine des exilierten Belgiers zuletzt. Sie sind rigoros bis zu einem Punkt, an dem sich die Geister scheiden. Nicht wenigen sind die Produkte des Terroiristen («Eigentlich ist es ja nicht mein Wein. Es ist der des Weinbergs») zu pur, zu ungeschönt. Wer aber erst einmal einen Nerv für die Raffinesse dieser vielschichtig vibrierenden Tropfen entwickelt hat und die Neugier dafür aufbringt, wie die von minimalsten Interventionen kaum maskierte lebendige Materie sich im Glas verwandelt – Cornelissen verzichtet fast ganz auf den Einsatz von Schwefel –, versteht leicht den gurmässigen Status, den dieser enthusiastische Purist für seine wachsende Gemeinde hat.

Nicht anders als Franchetti verarbeitet Cornelissen die Trauben aus verschiedenen Lagen separat. So gesehen, ist sein Munjebel rosso classico als Lagen-Cuvée eine Art «Basiswein» auf hohem Niveau: «Meine Vision eines traditionellen, balancierten und reichhaltigen Weins aus dem Nordtal des Ätna.» Schwarzfruchtig dicht mit strahlenden Aromen, muskulöse Tannine und eine betörende Fruchtsüsse (wohl auch der Reflex des heissen und trockenen Jahrgangs). Eine grosse Persönlichkeit von einem reinsortigen Nerello Mascalese.

Frank Cornelissen Munjebel Terre Siciliane Rosso 2017. 15 %. Vinatur, Herrliberg. Fr. 45.–. www.vinatur.ch



Die Bibel Frauen- und Männergeschichten

Von Peter Ruch

Josef war als Liebling des Vaters bei seinen Brüdern verhasst, so dass sie ihn als Sklaven nach Ägypten verkauften. Er landete beim Chef der Pharaon-Leibwache, Potifar. Dort erwies er sich als derart tüchtig, dass

sein Herr ihm umfangreiche Kompetenzen übertrug. Ausserdem sah Josef gut aus, so dass Potifars Frau Lust auf Sex mit ihm verspürte. Josef verzichtete auf das Angebot, weil er Potifars Vertrauen nicht missbrauchen wollte. Eines Tages fasste sie ihn am Kleid, damit er sich zu ihr lege. Er flüchtete, wobei ihm sein Kleid vom Leib glitt. Nachher benützte sie sein Kleid als Beweis gegen seine angebliche Grenzverletzung. So schnell kann ein menschliches Herz von Zuneigung in Rache umschlagen und eine Annäherung verdrehen. Potifar liess Josef ins Gefängnis werfen (Genesis 39.)

Wo sich die Wege von Männern und Frauen kreuzen, kann die natürliche Anziehungskraft ausbrechen. Die Kulturen haben dagegen allerlei Sicherungen entwickelt, um Gemeinschaften zu stabilisieren und das Wohl der Kinder zu schützen: sinnvolle Regeln, Kontrollen, Verschleierung, Ächtung, brutale Strafen bis zur Hinrichtung. Die moderne Zivilisation hat die

Sicherungen abgebaut und die Geschlechter gleichgestellt. Ihrer Natur nach bleiben sie unterschiedlich. Männer neigen dazu, Frauen zu bedrängen. Aber auch Frauen können Männer manipulieren. Ihre Mittel sind kultivierter. Weil das Animalische mitspielt, geraten die Magnetfelder zwischen den Geschlechtern leicht ausser Kontrolle. Unsere Kultur scheint seit einiger Zeit über ihre Abschaffung der Konventionen zu erschrecken und übt sich in altbackener Zimmerlichkeit und in Ächtung. Stattdessen sollten wir uns der Herausforderung stellen: Männer und Frauen arbeiten kollegial zusammen. Dabei können verwirrende, gefährliche Funken springen. Die Bibel formuliert Regeln für Männer und Frauen. Aber sie erzählt auch von Übertretungen und von Vergebung. Die Mann-Frau-Beziehung ist so unwägbar wie diejenige zwischen Mensch und Gott.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

Für unsere Kinder

Die Welt wird nicht von Grünen gerettet, sondern von Ingenieuren, die etwa den Honda Jazz Hybrid gebaut haben. *Von David Schnapp*

Das Sparsamkeit im Kleinen anfängt, kann man recht gut am Taschengeld für Kinder erklären. Mit meinem Neunjährigen geht es jedenfalls ab und zu darum, ob die Fr. 2.50 pro Woche für das schnelle Vergnügen am Kiosk eingesetzt werden oder doch für grössere Projekte wie einen Lego-Bausatz zur Seite gelegt werden sollten. Die Entscheidungen fallen in dieser Frage sehr unterschiedlich aus.

Auch im Autogewerbe ist Sparsamkeit gerade wieder ein grosses Thema, weil die Politik sich verbrauchsarme Fahrzeuge wünscht, es gehe hierbei um nicht weniger als um die Rettung des Planeten für unsere Kinder, wie der grüne Nationalrat Bastien Girod kürzlich mit bebendem Pathos in der Sendung «Talk Täglich» auf Tele Züri erklärte.

Dass Autos seit vielen Jahren effizienter und sparsamer werden, ist allerdings nicht das Ergebnis grüner Parteitage, sondern eher den Möglichkeiten der Technik und der Innovationskraft privatwirtschaftlich organisierter Konzerne zu verdanken. Tatsächlich sinkt der durchschnittliche Spritverbrauch seit Jahrzehnten, und wer heute zum Beispiel einen neuen Honda Jazz Hybrid fährt, kommt mit 4,1 Litern Benzin hundert Kilometer weit.

Jedenfalls habe ich diesen Wert, der unter den offiziellen Werksangaben liegt, kürzlich auf einer Testfahrt um den malerischen Vierwaldstättersee ermittelt, als ich mit dem Kleinwagen aus Japan unterwegs war. Der Jazz ist nach dem Prinzip einer «Ästhetik der Nützlichkeit» gestaltet. Yoo no bi-Design nennen es

die Japaner und meinen damit beispielsweise auffallend dünne A-Säulen, welche das Auto filigran erscheinen lassen und gleichzeitig die Rundumsicht verbessern.

Reiz der Sparsamkeit

Überhaupt ist der neue Jazz ein ausgesprochen praktischer und gewissermassen intelligenter Kleinwagen. Er verfügt über einen digitalen Assistenten, eine ganze Reihe Assistenzsysteme wie eine Weitwinkel-Frontkamera, Verkehrszeichenerkennung und Erkennung des Gegenverkehrs beim Abbiegen. Fussgänger und Fahrräder werden bei Nacht geortet, und der Spurhalteassistent kann Strassenbegrenzungen wie Gras feststellen und das Auto entsprechend ausrichten.

Die Honda-Ingenieure haben als Antrieb einen sogenannten Atkinson-Motor mit 1,5-Liter-Hubraum und 97 PS sowie zwei Elektromotoren entwickelt. Die eine E-Maschine dient als Generator, die andere kann das Auto antreiben. Das System funktioniert ohne ein Getriebe, was es kleiner und effizienter macht. Bei Honda spricht man in Bezug auf die Fahreigenschaften von «fesselnder Dynamik», «Reiz der Sparsamkeit» wäre aber passender.

Honda Jazz Executive e:HEV Hybrid:
Motor / Antrieb: Benzin- / 2 Elektromotoren,
Zahnradgetriebe; Hubraum: 1498 ccm;
Leistung: 97 PS (72 kW); max. Drehmoment: 131 Nm
bei 4500–5000 U / min; Beschleunigung 0–100 km / h:
9,5 s; Höchstgeschwindigkeit: 175 km / h;
Verbrauch (WLTP): 4,6 l / 100 km

Jazz

Aus dem Auge des Taifuns

Von Peter Rüedi

Branford Marsalis, 1960 geboren als ältester der Söhne des unlängst verstorbenen Pianisten Ellis Marsalis aus New Orleans, ist als Saxofonist (Tenor und Sopran), als Komponist von Filmmusik (unter anderem für Spike Lee) und als Protagonist in zahlreichen Crossover-Projekten im Bereich Klassik / Third Stream wie in dem von Pop ein *man for all seasons*. Er war Partner von Sting, arbeitete mit Grateful Dead, Public Enemy und Tina Turner. Allein, über all die Jahre seit dem ausgehenden letzten Jahrhundert blieb das Zentrum (man könnte auch sagen: die Regenerationsquelle) seiner unkorrupter inspirierten Musik das klassische Format des Quartetts: Saxofon plus Rhythmusgruppe.

Eric Revis, ein fundamental verankerter und melodisch kühner akustischer Bassist, ist seit 1997 sein Partner, der technisch brillante und musikalisch nachdenkliche Pianist Joey Calderazzo stiess ein Jahr später dazu, und Drummer Justin Faulkner löste 2009 Jeff «Tain» Watts als Drummer ab – alle drei überaus selbständige Potenzen, aber so vollkommen ins Kollektiv ein- und abgestimmt, dass von einer Rhythmusgruppe alten Stils eigentlich nicht die Rede sein kann. Marsalis ist der Leader, aber nicht der Boss. Alle agieren hier so frei wie möglich und so rücksichtsvoll wie nötig. Das sehr auf Partizipation ausgerichtete Ideal von Marsalis zeigt sich schon darin, dass von den sieben Stücken der CD gerade eines aus seiner Feder stammt, die mit grossem Gefälle erzählte musikalische Novelle «Life Filtering from the Water Flowers». Zwei, das rasante, über Kontraste funktionierende «Dance of the Evil Toys» und das eher balladeske «Tongedicht» «Nilaste», schrieb Revis, die beiden eindringlichen Songs «Conversation Among the Ruins» und «Cian-na» (letzterer ein eigentlicher Ohrwurm) Calderazzo. Dazu kommt ein kantiger Walzer von Andrew Hill und ein alter Hit (1974) von Keith Jarrett, «The Windup», gipfelnd in einem heftigen, an John Coltrane und Elvin Jones erinnernden Dialog von Marsalis mit Faulkner. Musik mit viel Sinn für Nuance und Power. Grosser, nie in der Pose des Innovativen zelebrierter Jazz aus dem Auge des Taifuns.



Branford Marsalis Quartet:
The Secret Between the Shadow
and the Soul. Marsalis Music
(Okeh / Sony) 1907 5914032

Trekking im Minenfeld

Sie vermissen es diesen Sommer, in die Ferne zu reisen? Ich nicht. Auch wenn ich zum Schluss meines Myanmar-Trips doch noch zum waschechten Backpacker wurde. Von Joel Bedetti

Als ich im Provinzflughafen Mandalay warte, packt mich endgültig die Todesangst. Ich fürchte mich weniger vor den Rebellen, deren Gebiet ich auf dem Weg in den östlichen Zipfel Myanmars überfliegen werde, als vielmehr vor den örtlichen Flugsicherheitsstandards. Ständig muss ich an die Geschichten denken, die ich wenige Tage zuvor gehört habe. Darunter jene über eine in der Luft zerbrechende Maschine sowie einen Beinahe-Crash auf dem Rollfeld, weil ein Fluglotse spontan eine Kaffeepause einlegte. Aber selbst wenn ich den Flug überlebe, ist längst nicht gesagt, dass ich es wieder aus diesem Land hinaus-schaffe. Noch immer habe ich den meditierenden Amerikaner im Hostel vor Augen, der mir von Touristen erzählte, die im Grenzgebiet zu Thailand spurlos verschwinden würden.

Dabei hat alles so harmlos begonnen. Ich wollte nur nachholen, was in den Lebenslauf meiner Millennial-Generation gehört wie der Indien-Trip in jenen unserer Eltern: eine Südostasienreise, wenn möglich mit Selbsterkenntnis oder gar Erleuchtung, auf jeden Fall aber authentisch, bitte schön. Nur ist das nicht so einfach in einer Welt, in der sich Dschungelbaumhütten über Airbnb buchen lassen und man auf Tripadvisor die Bewertungen vietnamesischer Strassenküchen vergleichen kann.

Schliesslich fand ich einen weissen Fleck auf der Karte: Myanmar, das ehemalige Burma. Weil nach Abzug der britischen Kolonialherren eine Militärjunta übernahm und das Land ein halbes Jahrhundert lang abschottete, ist Myanmar, anders als seinem Nachbarn Thailand, das Schicksal als Backpacker-Erlebnispark bisher erspart geblieben.

Kaum öffnete das Land vor wenigen Jahren die Tür einen Spaltbreit, fielen die erlebnishungrigen Westler ein. Der Boom erlahmte rasch wieder, weil den Myanmaren kurz darauf die Idee kam, ihre muslimische Rohingya-Minderheit zu massakrieren. Trotzdem rät mir der «Lonely Planet», die Bibel der authentisch Reisenden, Myanmar zu besuchen, bevor es ebenfalls vom Massentourismus verdorben sei.

Wie eine Kutschenfahrt im 18. Jahrhundert

Um schon die Anreise so authentisch wie möglich zu gestalten, verzichte ich auf den Weiterflug von Bangkok nach Yangon und fahre auf dem Landweg zur Grenze. Doch kaum hört die von den Thais gebaute Strasse auf, verwandelt sich die Fahrt in das *reenactment* einer Kutschenfahrt aus dem 18. Jahrhundert. Stundenlang

rumpelt der hoffnungslos überladene und untermotorisierte Bus im Schrittempo über Schlaglöcher.

Fix und fertig checke ich nach Mitternacht in meinem Hotel ein, schöpfe aber neue Hoffnung: Yangon, das alte Rangun, denke ich schwärmend, die prosperierende Metropole des erwachenden Myanmar.

Als ich am nächsten Morgen durch die Strassen voller Teeküchen und Handy-Shops spaziere, wird mir das Gewusel aber bald zu anstrengend. Ich setze mich in ein westliches Café, bestelle Caffè Latte und suche im Internet nach kulturellen Highlights. Mein Versuch, den Backpacker-Trip in eine Städtereise zu verwandeln, scheitert jedoch kläglich. Von der Decke des zerfallenden Kolonialbaus, den ein Reiseblog empfiehlt, hängen gefährlich aussehende Kabel. Ausserdem will ich nicht, dass mich die Yangoner, die nun hier ihre Wäsche aufhängen, für einen Einbrecher halten.

Ich gehe dann mal auf Tinder. «Nichts hast du gesehen von diesem Land, gar nichts!», schimpft der Australier mit dem verlebten Gesicht und klammert sich an sein Bierglas, um nicht seitlich vom Hocker zu fallen. Wir sitzen in einer stickigen Dachbar im Norden Yangons, wo ich auf mein myanmarisches Tinder-Date warte. Auf seine Frage, wie es mir hier gefalle, habe ich mich bei ihm über den Mangel an Sehenswürdigkeiten in dem Fünf-Millionen-Moloch beschwert. Der Australier, er hat gerade drei Monate lang Waisenknaben in

«Es kommt nicht auf das Land an, Mann, sondern darauf, was du daraus machst!»

einem buddhistischen Kloster unterrichtet, rückt mit seiner vom Alkohol aufgequollenen Nase näher und lallt in aller Klugheit: «Es kommt nicht auf das Land an, Mann, sondern darauf, was du daraus machst!»

Reumütig trinke ich mein Bier zu Ende. Vermutlich lasse ich mich wirklich zu wenig auf Myanmar ein. Am nächsten Tag – mein Date hat mir ausser einem Kater nichts eingebracht – zwänge ich mich deshalb auf einen der Plastikstühle in Kindergrösse, mit denen praktisch alle Yangoner Strassenküchen ausgestattet sind.

«So, friend, how is the food?», will der feingliedrige Verkäufer wissen und setzt sich auf den Stuhl gegenüber. Ich nicke und schlucke die Shrimps mit Schalenresten runter. Während-



Ich nehme mir fest vor, nächstes Jahr höchstens

dessen erzählt mir der Mann, dass seine Vorfahren aus Indien einwanderten, er aber Yangon noch nie verlassen habe.

«So, friend, I have another question», fährt er fort und beugt sich gespannt über den Plastikstisch in Kindergrösse: «Is Switzerland next to New Zealand?»

Ich zeige ihm auf dem Smartphone die geografische Lage der Schweiz und beschliesse, so schnell wie möglich meine privilegierte soziale Lage dazu zu nutzen, wozu der Mann nie gekommen ist: aus dieser Stadt zu verschwinden.



bis zur Nordsee zu fahren: Myanmar.

Da ich meine Backpacker-Vorstellungen eh schon in hohem Bogen weggeworfen habe, reise ich mit dem Deluxe-Nachtbus zur Tempelstadt Bagan, der grössten Touristenattraktion Myanmars. Dort lerne ich wieder einmal, dass einem im Leben manchmal etwas genau dann gelingt, wenn man es gar nicht versucht. Kaum habe ich im Hostel eing检echeckt, lerne ich andere Rucksacktouristen kennen und surre mit ihnen auf dem Elektroroller durch die Tempelanlagen, hinter denen die Sonne leuchtend rot untergeht.

Höchst zufrieden über mein unerwartetes Comeback als Backpacker tuckere ich danach auf einem halbleeren Flussboot den spiegelglatten Irrawaddy nach Mandalay hoch. An Bord macht mir eine deutsche Touristin nochmals klar, wie glücklich wir uns schätzen dürften, dass wir noch das echte Myanmar sehen könnten, bevor es irgendwie unecht werde. Mit leuchtenden Augen schwärmt sie vom Trekking durch Bergdörfer und von der romantischen Übernachtung in Häusern ohne Stromversorgung. Zwar vermute ich, dass die Dorfbewohner liebend gern ihre Echtheit gegen Steckdosen eintauschen würden. Aber trotzdem will ich nun unbedingt in so ein authentisches Bergdorf trekken.

Also verlasse ich mitten in der folgenden Nacht mein Hostel in Mandalay und zottle mit Vollgepäck durch die dunklen Strassen. Der einzige Zug des Tages ins Shan-Hochland fährt um vier in der Früh. Formell herrscht in dem Hochland zwar Bürgerkrieg. Doch der «Lonely Planet» preist die Gegend als Juwel mit exzellentem Trekking.

Erst muss ich aber mit drei Strassenkötern fertig werden, die ich auf meinem nächtlichen Spaziergang geweckt habe. Zähnefletschend

Erst muss ich mit drei Strassenkötern fertig werden, die ich geweckt habe.

reihen sie sich vor mir auf. Ich bin der einzige Zweibeiner weit und breit, abgesehen von dem Mann, der auf einem Plastikstuhl am Strassenrand schläft und sich, als wäre die Szene nicht gespenstisch genug, ein Tuch übers Gesicht gelegt hat. Fluchend trete ich den Rückzug an und erreiche den Bahnhof über einen nervenaufreibenden Umweg.

Ich steige in Pyin U Lwin aus, einem Bergstädtchen, in das die Briten früher vor dem tropischen Sommer geflohen sind. Als ich durch die Strassen laufe, frage ich mich, weshalb es hier selbst für myanmarische Verhältnisse so wenige westliche Touristen hat. Nach kurzer Handy-Recherche vermute ich stark, dass dies mit dem Rebellenangriff vor wenigen Monaten zusammenhängt. Neun Soldaten sind dabei erschossen worden, lese ich, und checke mit einem Anflug von Panik in mein Hostel ein.

Dort geht bereits die nächste Schreckensmeldung herum: Diesen Morgen hat ein Backpacker ein paar Bahnstationen weiter, mitten im gelobten Trekking-Gebiet, mit seinem Roller den markierten Weg verlassen und ist auf eine Landmine gefahren. Da ich inzwischen die Nase gestrichen voll habe von *backpacking* und «Lonely Planet»-Ratschlägen, buche ich den nächsten Flug in den Osten des Landes, um am Grenzposten Tachilek wieder nach Thailand einzureisen. Ich sehne mich nach Caffè Latte

und minenfreien Thai-Strassen. Voller Vorfreude erzähle ich meinen Zimmergenossen von meinem Plan.

«Tachilek? Du willst nach Tachilek?»

Der amerikanische Backpacker, der auf dem Etagenbett Meditationsübungen macht, reisst seine grossen Augen noch weiter auf und erzählt mir, dass in dem Grenzgebiet Touristen spurlos verschwinden würden. Anderen, fügt er raunend hinzu, würden korrupte Zöllner Drogenpakete unterschieben. Ich renne zum Hostel-Besitzer, der irritiert den Kopf schüttelt und mich zu beruhigen versucht.

Aber der Schaden ist angerichtet. Während sich der Ami wieder seiner Meditation widmet, stosse ich im Internet auf den Blog-Eintrag eines niederländischen Backpackers. Der wurde an dem Grenzposten von einem Mann verfolgt, der sich schliesslich als myanmarischer Geheimagent ausgab und ihm sicheres Geleit geben wollte. Nicht ohne Grund, wie es schien, da kurz vor dem Grenzübertritt ein Auto hinter den beiden explodierte.

Hier liege ich nun, auf einer Schaumstoffmatratze, 35 Jahre alt und den Tränen nah. Und nehme mir fest vor, nächstes Jahr höchstens bis zur Nordsee zu fahren, wo die grösste Gefahr von Senioren ausgeht, die in Fischrestaurants um Sonnenplätze kämpfen.

Von Wehmut erfasst

Am nächsten Tag geht dann aber alles so glatt, dass es bereits seltsam ist. Der Flug in den Ostzipfel des Landes ist einer der ruhigsten meines Lebens. Bei der Ankunft beugt sich zwar ein Zivilpolizist mit bedrohlichem «Special Branch»-Halsbändel über mein Visum, macht aber keine Anstalten, mir Drogen unterzujubeln oder mich verschwinden zu lassen. Noch irritierender wird es, als ich am nächsten Morgen früh aufbreche. Ich esse auf dem Markt eine frittierte Omelette vom offenen Feuer – und werde statt von Vorfreude über das baldige Ende meines Backpacker-Daseins von Wehmut erfasst.

Sie verschwindet zwar wieder, als der Bus zur Grenze holpert und der Franzose neben mir sein Frühstück in eine Tüte kotzt. Doch als ich in Chiang Rai auf astreinem Thai-Asphalt aussteige und mich schon nach einem Caffè Latte umsehen will, geschieht es: Ich trampe an ausgeschlafenen Touristen vorbei, die in hübschen Cafés Avocadosaft schlürfen, und werfe ihnen verächtliche Blicke zu.

Ihr Sonntagsausflügler, denke ich. Geht nach Myanmar, wenn ihr was erleben wollt.



Joel Bedetti ist freier Journalist in Zürich.



Tamaras Welt

Wie Lüge funktioniert

Oft werden extreme Aussagen in der Öffentlichkeit verbreitet, die bei genauer Betrachtung in sich zusammenfallen.

Dennoch erhalten sie von vielen tosenden Applaus. Von Tamara Wernli

Neulich hat Mercedes-AMG ein Gruppenfoto ihres neuen Management-Teams veröffentlicht. Auf dem Bild stehen fünf Männer. «Ich möchte gerne in einer Welt leben, in der Männer sich abgrundtief für solche Fotos schämen»: Eine Twitter-Userin konnte nicht mehr an sich halten, sie brauchte bei dem Anblick vermutlich Baldriantropfen. Für ihre Entrüstung über die offenbar fehlenden Frauen im Management erntete sie riesige Zustimmung: «Ein Grund, dort keinen Wagen zu kaufen!», Mercedes solle sich fragen, ob sie für Diversität stehe, Kunden würden andere Fotos erwarten!

Ehm, nein. Die meisten Mercedes-Kunden erwarten keine anderen Fotos. Zufälligerweise bin ich eine Kundin, auch wenn ich zwecks Anschaffung eines AMG noch ein paar Kolumnen schreiben muss. Als solche ist es mir einerlei, ob Frösche oder Zebras auf dem Foto sind. Mein Anliegen ist einzig, dass mein fahrbarer Untersatz von der bestqualifizierten Person konstruiert wird, egal, ob Mann oder Frau, von mir aus kann das auch ein non-binärer, transfluider Gartenzwerg erledigen, wenn er es denn drauf hat.

Wer googelt, findet rasch noch andere Berufszweige mit reinen Männerbildern: Abfallentsorgung, Gruben- und Holzarbeit, Kanalreinigung, Feuerwehr, Militär. Einzig auf dem Foto des Zürcher Kanalreinigungsunternehmens Karo AG steht, zwischen dreissig Männern, eine Frau – ich tippe aber darauf, dass sie während der Arbeit an einem Schreibtisch sitzt, in einem Büro mit halbwegs appetitlicher Duftnote und angenehmer Temperatur. Interessanterweise hat sich noch keine Feministin je über die tiefe Frauenquote in ungemütlichen, riskanten und gesundheitschädigenden Jobs aufgeregt. Für Heuchelei

könnte man sich ja auch mal abgrundtief schämen.

AMG, der Tochterkonzern von Daimler AG, entwickelt und produziert Hochleistungsfahrzeuge, PS-starke Autos. Laut der Daimler-Pressemitteilung wurde das Management von High Performance Powertrains umstrukturiert. Hätten sich die Empörten die Mühe gemacht, das nachzulesen, wäre schnell klar geworden, dass dort absolute Spezialisten arbeiten. Man kommt nicht in die Chefetage von AMG, wenn man nicht ein bisschen was mit Rennsport am Hut hat. Eine Germanistin hätte wohl nicht ins Team gepasst.

Weiter hätten sie festgestellt, dass Daimler als einer der wenigen DAX-Konzerne im Vorstand einen Frauenanteil von 25 Prozent hat. Mit der Berufung von Britta Seeger als weltweiter Vertriebschefin wurde die Kampagne «She's Mercedes» ins Leben gerufen, bei der explizit Angebote geschaffen wurden, um «Frauen zu inspirieren und zu vernetzen».

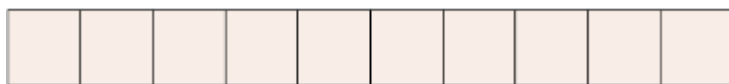
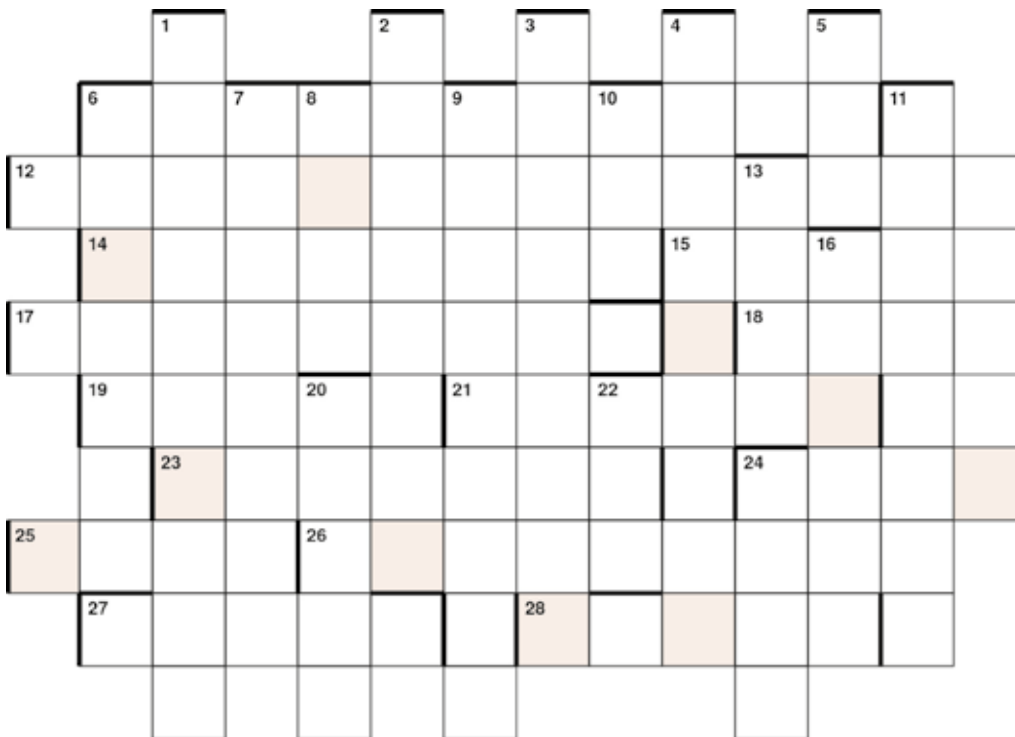
Raten Sie mal, wer bei meinem Autoservice den Ölwechsel macht, Luftfilter, Zahnriemen und Pneus auswechselt und das Auto reinigt? Es sind meist Männer. Die Autobranche, gerade im Technikbereich, ist eine Männerdomäne, auch wenn sie in den letzten Jahren viele Frauen dazugewonnen hat, etwa als Mechanikerinnen oder Teilelogistikerinnen. Es ist nicht so, dass Frauen da nicht als Chefinnen reüssieren könnten. Wie überall sonst steht es jeder Frau offen, sich zur Kfz-Mechatronikerin oder -Ingenieurin ausbilden zu lassen. Nur haben die Damen eben oftmals andere Interessen, machen lieber «etwas mit Menschen». Die logische Konsequenz einer Männermehrheit ist, dass die männliche Spezies mehr in Kaderpositionen vertreten ist.

So ein einzelner Entrüstungs-Tweet würde keine Rolle spielen. Das Problem ist, dass er heute als Sinnbild steht für das, was in der medialen Öffentlichkeit passiert. Der Tweet hatte knapp 9000 Likes, das ist viel. Die grosse Mehrheit nutzt Twitter zwar nicht. Die Macht der Plattform ist aber, dass die Botschaften oft in den Massenmedien aufgegriffen werden und dort riesige Aufmerksamkeit bekommen. Der Tweet hat es sogar in die *Stuttgarter Nachrichten* geschafft. Medien basteln oft aus solchen unqualifizierten Aussagen, bei denen mit nicht recherchierten Inhalten ein bestimmtes Narrativ verbreitet wird und die sich über Monate und Jahre kumulieren, ihre Geschichten. Das lesen dann sehr viele Menschen, und es entsteht bei ihnen der Eindruck, dass sie wahr sind. Böse Mercedes, ganz ohne Frauen! Auch gerät durch viele solcher Artikel dann die Politik unter Druck, greift mit Dingen wie Frauenquoten in den Markt ein.

Eine Firma wie Daimler macht eigentlich alles richtig, sie fährt eine maximale *diversity*-Kampagne – und es bringt dennoch nichts. Weil diese Leute nie zufrieden sind. Es geht ihnen im Grunde nicht um tatsächliche Verbesserungen, denn die sind längst da. Es geht darum, unter grossem Applaus etwas anzuprangern. Es geht um die moralische Überhöhung.

Ich möchte gerne in einer Welt leben, in der nicht nach Geschlecht unterschieden wird, sondern nach Kompetenz und Können. In der solche Extremaussagen wie zu dem Foto häufiger hinterfragt statt gefeiert werden. Wenn sich ein Mann «abgrundtief schämen» sollte, wenn er auf einem Gruppenfoto nur mit Männern abgebildet ist, was soll er dann nach einem verwerflichem Verhalten oder einer Straftat tun? Sich selbst kasteien? Oder sich besser gleich einen Strick um den Hals legen? Wenn harmlose Dinge dieselbe Empörung auslösen wie tatsächliches Fehlverhalten, läuft der Feminismus komplett aus dem Ruder. Das ist schon lange der Fall. Und ausserhalb der feministischen Blase ist man sich darüber völlig einig.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Darum dreht sich das Fischerleben.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Sie lässt beruflich unter anderem anderen eine Grube graben. **12** Man nehme ein paar Handvoll Sinneseindrücke, eine Messerspitze Inspiration und eine Prise Kreativität. **14** Legt sich – Frankophone vermuten wohl in Ski-gebieten – zum schnelleren Spuren in die Kurven. **15** Ich Affenmensch, du? **17** Sie trägt etwa von Mai bis Oktober ein weiss gesäumtes gelbes Körbchen auf dem Köpfchen. **18** Spielte im Mittelalter als Alleinunterhalter mit seiner Marotte, einer Marionette. **19** Frank Reich, Anna Nass, Reiner Zufall. **21** Zum Beispiel seinereiner lebte vor den Neuspaniern in Altmexiko. **23** Oje, o weh! Die italienische Unterkieferbeule, und erst noch mit falschem Artikel. **24** She, definitiv eine sie, kriegt traditionellerweise zur Taufe 'ne Buddel voll Sekt über den Kopf. **25** Kennt man in Kent als einheitliches Element. **26** Zum leichten Bräunen haben Senatoren, egal welcher Partei, hier stets alles dabei. **27** Der englische Blitz, ein Jamaikaner, rannte wie ein geölter. **28** Brummt (schnurrt?) an Tagen nach Trinkgelagen im Schädel.

Senkrecht — **1** Der Oberoberst mit ist ist explizit kein Spezialist. **2** Truppenschuppen oder deren Komplexe. **3** Ein umgestülpter Spucksack und Brechbeutel. **4** Spukgestalt für Spiesser: Bricht zu Gunsten der Innovation gerne mal mit einer Konvention. **5** Einfach eine an der Seine. **6** Will eigentlich keiner in den Urwald zügeln, um die endlich gerade zu bügeln? **7** Mal Makel, mal Merk-, mal Wundmale. **8** Von Dämmerungen eingedämmte zeitliche Räume. **9** Eines venezianischen Malers weiblicher Haare leidenschaftliche Farbe, ist aus nur einem Ziträt-Ion anrührbar. **10** 100 nJ Kurzarbeit. **11** Rein semantisch eine Alternative zum Spatz in der Hand, jedoch nicht zur Taube auf dem Dach. **13** Folgt nicht selten, wenn einem Vorwurf eine Beleidigung als Antwort folgt. **16** Substantiv oder Adjektiv im Komparativ, nämlich ein aufdringlicher Stichler. **20** Oberflächenüberzug oder postindustrielle Post. **22** Clove (of garlic) auf Deutsch auf Englisch. **24** Treu gesinnt wie eine Funktion, die nicht springt.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 672



Waagrecht — **5** THERMOMETER **11** RASTEN: Wer rastet, der rostet. **13** APULIEN: Stiefelabsatz **15** RAUPENSPUREN **16** [DEN]TAL **18** IADE **20** KOERPERGEWICHT **25** Wie Frankreich hat auch Haiti den Wahlspruch: Liberté, EGALITE, Fraternité (franz. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) **26** RARER **27** (Bran)DEN(burg): lion's den = engl. Höhle des Löwen **28** [US] **29** TABLET **30** HINTS: engl. Hinweise **31** STI(c)L **32** AL: Alabama **33** Ready, steady, GO!: engl. für «Achtung, fertig, los!»

Senkrecht — **1** [OR][TEN] **2** BONDS **3** GEPUDERT **4** GELE: Anagramm von «lege» **5** TRAGOEDIE **6** HAUDEGEN: Draufgänger **7** ESPERANTO **8** MAP: engl. Karte **9** RIND **10** VEREHRER **12** ENT[EISEN] **14** (To)URI(smus) **17** ARTUS **19** AIRBAG **21** PLUS **22** GESTE **23** WAAL: Mündungsarm des Rheins in die Nordsee **24** CELLO

Lösungswort — **BANKRAEUBER**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



walbusch

FÜHLT SICH GUT AN. Sieht gut aus.

Unsere aktuelle Kollektion ist nicht nur unglaublich bequem, Sie sehen darin auch fantastisch aus.

Mit unserem Sommer-Gutschein sparen Sie bei Ihrem Einkauf jetzt Fr. 15.-*
Am besten, Sie lassen sich gleich unter **walbusch.ch** inspirieren!

Natürlich geben wir Ihnen für jeden Artikel die Walbusch-typische 5 Jahre Langzeit-Garantie – ohne Wenn und Aber!

Fr. 15.-

SOMMER- GUTSCHEIN*

So lösen Sie Ihren Fr. 15.- Gutschein ein:

Online-Shop: Gutschein-Nummer im Warenkorb eingeben

Telefonische oder schriftliche Bestellung: Gutschein-Nummer angeben

Gutschein-Nummer:

2183-9354-6760

*Dieser Gutschein ist nur einmalig einlösbar, nicht übertragbar oder mit weiteren Gutscheinen kombinierbar. Keine Barauszahlung. Mindestbestellwert Fr. 100.-. Gültig bis 07.07.2020.

Persönliche Beratung und Bestellung: **071 727 99 85** oder unter **walbusch.ch**